

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Erdoğan macht Ernst

Hagia Sophia wird muslimisches Gotteshaus – Erstes Freitagsgebet steht kurz bevor

Türkische Nationalisten und muslimische Fundamentalisten haben schon lange davon geträumt – jetzt hat ein Gericht entschieden: Die Hagia Sophia in Istanbul darf wieder als Moschee genutzt werden. Schon an diesem Freitag, so der Wille von Staatschef Recep Tayyip Erdoğan, soll das erste Freitagsgebet in der einst größten Kirche der Welt stattfinden. ▶ Seite 2/3 und 8

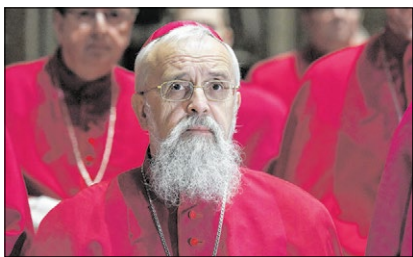
Rivalität

Im Juli 1870 begann der Deutsch-Französische Krieg. Mit dem Sieg ebnete Otto von Bismarck den Weg zur Reichsgründung. Gleichzeitig vergiftete er das Verhältnis zu Frankreich. ▶ Seite 16/17



Unfehlbarkeit

Vor 150 Jahren berief Pius IX. das Erste Vatikanische Konzil ein. Die Kirche verkündete dabei die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubens- und Sittenfragen als Dogma – eine umstrittene Entscheidung. ▶ Seite 6



Ökumene-Rat

Papst Franziskus hat den Magdeburger Bischof Gerhard Feige (68, Bild) für weitere fünf Jahre in den Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen berufen. Kardinal Gerhard Ludwig Müller gehört dem Gremium nicht mehr an.

Ratsjubiläum

Als der Zentralrat der Juden vor 70 Jahren gegründet wurde, dachten viele Juden an Auswanderung. Heute ist das Judentum in Deutschland verankert, sagt Präsident Josef Schuster. ▶ Seite 14/15



In Marias Auftrag?

Ganz alleine hat Zé dos Montes (im Bild) im brasilianischen Hinterland seine Burg errichtet – zu Ehren „Unserer lieben Frau“. Als kleiner Junge soll die Gottesmutter ihn beauftragt haben, erzählte er stets. Jetzt ist der Baumeister mit 88 Jahren gestorben. ▶ Seite 13

Leserumfrage

Als Moschee

wird die Hagia Sophia in Istanbul ab sofort wieder genutzt. Präsident Recep Tayyip Erdoğan setzt damit seinen Kurs einer stärkeren Islamisierung der Türkei fort. Er stößt dabei viele vor den Kopf – aber wird dies auch Konsequenzen für ihn haben?

**Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: leser@bildpost.de**



Dass die Hagia Sophia nun in eine Moschee umgewandelt wird, hat Papst Franziskus (Bild unten) erschüttert.

HAGIA SOPHIA WIRD MOSCHEE

Papst: „Großer Schmerz“

Kirchen kritisieren Entscheidung scharf – Erstes Gebet schon diesen Freitag

ISTANBUL/ROM – Die Umwandlung der Hagia Sophia in eine Moschee hat international Kritik insbesondere bei Religionsvertretern ausgelöst. Überraschend äußerte sich auch Papst Franziskus zu der umstrittenen Entscheidung der Türkei. Wenn er an das Wahrzeichen in Istanbul denke, empfinde er „großen Schmerz“, sagte er am Sonntag nach dem Angelus-Gebet auf dem Petersplatz und wick damit spontan vom Redemanuskript ab.

Das Oberste Verwaltungsgericht in der Türkei hatte zuvor den Status des berühmten Bauwerks als Museum aufgehoben. Präsident Recep Tayyip Erdoğan unterzeichnete darauf ein Dekret zur Nutzung der 537 als Kirche geweihten Hagia Sophia als Moschee. Bereits am 24. Juli soll dort das erste Freitagsgebet stattfinden.

Nach der Eroberung Konstantinopels, des heutigen Istanbul, durch die türkischen Osmanen 1453 war die Hagia Sophia zur Moschee geworden. Der säkulare Gründer der türkischen Republik, Mustafa Kemal Atatürk, hatte sie 1934 zum Museum gemacht.

Das Oberhaupt der orthodoxen Kirche Griechenlands, Erzbischof Hieronymos, sprach von einer „Instrumentalisierung der Religion“ für parteipolitische Zwecke. Die Umwandlung bezeichnete er als „Beleidigung“ nicht nur für die gesamte Christenheit, sondern die „ganze zivilisierte Menschheit, für jeden denkenden Menschen unabhängig von seiner Religion“.

Der Nahostkirchenrat appellierte in Beirut an die Vereinten Nationen und die Liga der Arabischen Staaten,

sich gegen die Entscheidung zu stellen, die ein Angriff auf die Religionsfreiheit sei. Er verwies auf jahrelange Dialog-Initiativen von Christen und Muslimen, deren prominentestes Manifest das „Dokument zur Brüderlichkeit aller Menschen“ sei, das Papst Franziskus und Großimam Al-Tayyeb erst 2019 unterzeichnet hatten.

Metropolit Hilarion, Außenamtchef der russischen Orthodoxie, nannte den Schritt einen „Schlag“. „Für alle orthodoxen Christen auf der ganzen Welt ist die Hagia Sophia so ein Symbol wie der Petersdom in Rom für Katholiken.“ Die türkische Staatsführung habe gezeigt, dass sie keine Kompromisse eingehen wolle, sagte er im russischen Fernsehen. Der Ökumenische Weltkirchenrat in Genf äußerte in einem Brief an Erdoğan die Sorge, dass die Entscheidung erneut zu Konflikten führen könne.

Die Deutsche Bischofskonferenz zeigte sich besorgt und warb für eine politische Entscheidung, die die Einheit des Landes und das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Muslimen und Christen stärke, statt Bitterkeit zu schüren und Fliehkräfte zu begünstigen.

Der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Thomas Sternberg, schrieb auf Twitter: „Dass man in der Hagia Sophia beten darf, ist richtig. Sie ist kein Museum, der Säkularismus Atatürks war gegen jede Religion. Könnte diese großartige Kirche nicht ihre 900 Jahre christliche und 500 Jahre islamische Geschichte dadurch spiegeln, dass Muslime und Christen darin beten?“, regte er eine gemeinsame Nutzung an.

Zeichen des Respekts?

Ähnlich äußerte sich der Vorsitzende des Zentralrats der Muslime in Deutschland, Aiman Mazzyk: „Können nicht Muslime und Christen im großen Gotteshaus jeweils ihren Gottesdienst beten?“, schrieb er im Kurznachrichtendienst Twitter. Dies könne ein Zeichen des gegenseitigen Respekts und eine Geste tiefen Verständnisses sein. Im Hinblick auf den Dialog der Religionen und Völker könne Erdoğan's Entscheidung problematisch sein. Zugleich betonte er, die Hagia Sophia, wo über ein Jahrtausend gebetet wurde, sei kein Museum. *Sabine Kleyboldt*

Hinweis

Einen Kommentar zu dem Thema lesen Sie auf Seite 8.



Ein Gotteshaus zwischen Orient und Okzident

Kirche, Moschee und Museum: Die Hagia Sophia im Wandel

ISTANBUL – Sie liegt an der Nahtstelle zwischen zwei Welten, zwischen Islam und Christentum, zwischen Ost und West. Dazwischen ist die Hagia Sophia seit Jahrhunderten hin- und hergerissen. Mit der jüngsten Gerichtsentcheidung ist nun das Ende ihrer Neutralität gekommen.

An diesem ganz besonderen Ort sind Orient und Okzident nicht mehr voneinander zu trennen, quasi unlösbar verwoben: Über 900 Jahre wurde hier in der mächtigsten Kirche des östlichen Christentums Gottesdienst gefeiert, danach fast 500 Jahre lang das muslimische Freitagsgebet gehalten. Die Hagia Sophia („Göttliche Weisheit“), erbaut als Palast- und Krönungskirche der byzantinischen Kaiser, steht am äußersten Südostzipfel Europas – und blickt quasi über den Bosphorus hinüber nach Asien.

Das „Neue Rom“

Kaiser Konstantin machte das griechische Byzantion 330 zur kaiserlichen Residenzstadt Konstantinopel, zum „Neuen Rom“. Sein Nachfolger Justinian (527 bis 565) baute sie in ihrer Pracht zur größten Stadt der christlichen Welt mit rund 500 000 Einwohnern aus. Die beiden Stadtväter sind auf einem Mosaik aus dem zehnten Jahrhundert über dem Südportal der Vorhalle abgebildet, an dem viele Besucher achtlos vorübergehen.

Die Hagia Sophia gehört zu den großen Bauwerken der Menschheit, möglich gemacht durch eine schier unglaubliche Steuerschraube, die Justinian von seinem obersten Verwalter Johannes von Kappadokien anziehen ließ. Nachdem der Vorgängerbau, bereits eine fünfschiffige Basilika, im Zuge eines Aufstands bei einem Stadtbrand zerstört wurde, planten die Architekten Isidor von Milet und Anthemios von Tralleis einen Bau der Superlative. Entstanden in nur knapp sechs Jahren bis 537, wurde er zum Vorbild unzähliger späterer religiöser Bauwerke.

Der zentrale Kuppelbau symbolisierte die Kaiserideologie als Beherrscher aller vier Himmelsrichtungen – und bildete zugleich das himmlische Jerusalem ab. Die riesige Kuppel wird durch mehrere Halb- und

Nebenkuppeln abgestützt. Fensterreihen am Fuß lassen den Eindruck eines schwebenden Daches entstehen.

Der Historiker Prokop von Caesarea lobte die „unaussprechliche Schönheit“ der Kuppel, die wider alle Vernunft schwerelos „als goldene Kugel am Himmel zu hängen und den ganzen Raum zu bedecken“ schien. Als der Kaiser die Kirche zum ersten Mal betrat, soll er ausgerufen haben: „Salomo, ich habe dich übertroffen.“

Allerdings: Nach einem Erdbeben 557 stürzte die Kuppel ein; sie wurde bis 563 wiederhergestellt und auf 56 Meter erhöht. So kühn war der Bau, dass in den folgenden Jahr-

hunderten immer mehr Stützmauern den Außenbau verstärken mussten. Aber: Was das Äußere klobig erschienen ließ, erhielt zugleich die Schwerelosigkeit im Inneren.

Schauplatz der Spaltung

Die Hagia Sophia wurde auch Schauplatz der Spaltung von West- und Ostkirche im „Großen Schisma“ von 1054, der gegenseitigen Exkommunikation, die erst 1965 aufgehoben wurde. Dieser und viele spätere Vorgänge vertieften den Graben zwischen orthodoxer und römischer Kirche, allen voran die Eroberung und komplette Plünderung Konstantinopels und der Hagia So-



▲ Touristen in der Hagia Sophia – ein Bild, das vielleicht schon bald der Vergangenheit angehört: Die einstige Kirche wird jetzt wieder zur Moschee.

phia durch westliche Kreuzfahrer im Vierten Kreuzzug 1204.

1453 eroberten die Truppen Sultan Mehmeds II. die geschwächte Hauptstadt. Nach über 1000 Jahren hörte die Palastkirche auf, Kirche zu sein. Außen wurden vier Minarette angefügt, im Innenraum ersetzten muslimische Insignien die christlichen. Ikonen wurden entfernt, Mosaik verputzt und erst im 20. Jahrhundert wieder freigelegt. Der neue Machthaber ernannte 1454 den Mönch Gennadios zum Patriarchen. Die einst mächtige orthodoxe Kirche wurde damit zu einer staatlichen Institution unter vielen im Osmanischen Reich.

Von der überaus prächtigen Innenausstattung ist außer den freigelegten Mosaiken kaum etwas erhalten, vor allem durch die Plünderungen der christlichen Kreuzfahrer 1204. An die Zeit als Moschee erinnern noch die Gebetsnische in der Apsis, die Tribüne des Vorbeters, die Kanzel für die Freitagspredigt sowie die mächtigen Schilder mit den Namen der ersten vier Kalifen.

Nach dem Untergang des Osmanischen Reiches und der Ausrufung der Türkischen Republik 1923 wandelte Staatsgründer Mustafa Kemal Atatürk die Moschee 1934/35 in ein Museum um. Immer wieder forderten muslimische Fundamentalisten und Nationalisten, sie erneut zur Moschee zu machen. Die orthodoxen Kirchen, insbesondere in Griechenland und Russland, protestierten stets – diesmal allerdings vergeblich.

Christlicher Charakter

Nicht nur bis zur Spaltung von 1054 hatte auch Rom immer eine enge Verbindung mit der Hagia Sophia. Wie wohl kein anderer Papst hat Paul VI. (1963 bis 1978) ihren christlichen Charakter herausgestellt. Schon allein damit, dass er sie bei seiner Kurzvisite 1967 sofort als erstes nach seinem Eintreffen am Bosphorus besuchte. In der einst mächtigsten Kirche der Welt kniete Paul VI. zum Gebet nieder – und brachte damit den türkischen Außenminister Ihsan Sabri Caglayangil in einige Verlegenheit. Eigentlich ist dort jedes religiöse Zeichen strikt verboten.

Laut einem Journalisten im Tross sagte der Papst damals: „Diese Kirche sollte wieder werden, was sie ursprünglich war!“ Auf die Frage des Ministers, wie er das meine, habe der Papst auf den Kölner Dom verwiesen, wo im Februar 1965 im nördlichen Seitenschiff Hunderte muslimischer Gastarbeiter den Abschluss ihres Fastenmonats Ramadan feiern durften.

Alexander Brüggemann

Kurz und wichtig

Religionsbeauftragter

Die EU-Kommission will nun doch einen neuen Sondergesandten für die Religionsfreiheit außerhalb der Europäischen Union benennen. Wer das Amt übernehmen soll, wird zu einem späteren Zeitpunkt bekannt gegeben. Zuvor hatte es Kritik von mehreren Europa- und Bundestagsabgeordneten sowie Vertretern verschiedener Religionsgemeinschaften daran gegeben, dass eine Neubesetzung zunächst nicht vorgesehen war. Bislang war der Slowake Jan Figel (60) EU-Sonderbeauftragter für Religionsfreiheit.



Für die Ukraine

Die Sternsinger stellen bei ihrer kommenden Aktion Dreikönigssingen die Ukraine in den Mittelpunkt. „Die Corona-Pandemie und deren Folgen werden in Ländern wie der Ukraine enorme soziale, politische und gesundheitliche Probleme mit sich bringen“, sagte die Vorsitzende des Bundes der Katholischen Deutschen Jugend (BDKJ), Lisi Maier. Der BDKJ und das Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ sind Träger der Aktion Dreikönigssingen.

Offene Aufarbeitung

Die Schönstatt-Bewegung will eine offene Aufarbeitung aller Missbrauchsvorwürfe gegen ihren Gründer, Pater Josef Kentenich (1885 bis 1968). „Unter Berücksichtigung der für den Seligsprechungsprozess geltenden Schweigebestimmungen suchen die Verantwortlichen der Bewegung derzeit nach geeigneten Wegen, die bisher zugänglichen Dokumente zu veröffentlichen“, hieß es. Nach Bekanntwerden der Vorwürfe gegen Kentenich hat der Trierer Bischof Stephan Ackermann angekündigt, eine zweite Historikerkommission einzusetzen. Sie soll die neu zugänglichen Dokumente aus den Archiven des Vatikans prüfen.

Papst beruft Draghi

Der frühere Chef der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi (72), ist von Papst Franziskus in die Päpstliche Akademie für Sozialwissenschaften berufen worden. Der aus Rom stammende Wirtschaftswissenschaftler und Experte für Währungspolitik stand von 2011 bis 2019 an der Spitze der Europäischen Zentralbank. Zuvor leitete er fünf Jahre lang die Italienische Nationalbank. Die 1994 gegründete Akademie mit Sitz in den vatikanischen Gärten hat die Förderung der Sozialwissenschaften zum Ziel. Ihre Mitglieder werden ohne Berücksichtigung der Nationalität oder Religionszugehörigkeit ernannt.

Mehr Organspender

Trotz Coronakrise hat sich die Zahl der Organspender hierzulande in den ersten sechs Monaten dieses Jahres offenbar deutlich erhöht. Nach aktuellen Daten der Deutschen Stiftung Organtransplantation (DSO) wurden seit Januar 2020 in Deutschland 487 Verstorbene Organe für Transplantationen entnommen. Das ist, gemessen am ersten Halbjahr 2019, eine Steigerung um 7,3 Prozent. Die Zahl der gespendeten Organe erhöhte sich um drei Prozent – von 1511 auf 1557.

Foto: World Economic Forum/CC BY-SA (https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0)

NEUEINSTELLUNGEN MIT BEDINGUNGEN?

„Versorgung gewährleisten“

Grüne uneins bei Debatte um Abtreibungspflicht für Ärzte

BERLIN/STUTTGART (KNA/epd) – Die Grünen schlagen vor, Neueinstellungen von Medizinern an Uni-Kliniken von der Bereitschaft abhängig zu machen, Abtreibungen vorzunehmen.

„Einzelne Ärzte können nicht verpflichtet werden, aber Kliniken, insbesondere die in staatlicher Verantwortung, sollten personalpolitisch sicherstellen, dass der Zugang zu reproduktiver Gesundheitsversorgung bei ihnen gewährleistet wird“, sagte die stellvertretende Bundesvorsitzende der Grünen und frauenpolitische Sprecherin, Ricarda Lang. Es sei „ein richtiger Schritt“ zu prüfen, ob dies an Neueinstellungen der Ärzte geknüpft werden könnte.

Das grün geführte Sozialministerium in Baden-Württemberg hatte zuvor angekündigt, die Bereitschaft zur Abtreibung als Einstellungskriterium für Uni-Kliniken prüfen zu wollen. Die frauenpolitische Sprecherin der grünen Bundestagsfraktion, Ulle Schauws, lobte den Vorschlag „ausdrücklich“. „Dass es für Uni-Kliniken zum Einstellungskriterium

werden könnte, ob Ärztinnen und Ärzte Abbrüche durchführen, halte ich für einen gangbaren Weg, um die lückenhafte Versorgung endlich zu verbessern“, sagt Schauws. Sie hoffe, dass andere Länder mit der Prüfung solch einer Maßnahme nachzögen.

Auch die Linksfraktion im Bundestag sieht staatliche Kliniken beim Thema Abtreibungen in der Pflicht. Klinikleitungen müssten über ihre Personalpolitik dafür sorgen, dass sie Ärzte beschäftigen, die Schwangerschaftsabbrüche durchführen, sagte Fraktionsvize Cornelia Möhring.

Gegenwind erhalten Grüne und Linke vom baden-württembergischen Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann. Der katholische Grünenpolitiker erklärte dazu: „Man kann Ärzte selbstverständlich nicht dazu verpflichten, Abtreibungen vorzunehmen, wenn sie dies aus persönlichen, ethischen Gründen ablehnen – und das sollte auch kein Einstellungskriterium sein.“

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Gezielt gegen Christen

Bischof: Ausschreitungen in Äthiopien von Islamisten gesteuert



▲ Eine äthiopische Christin im Gebet.

Foto: KNA

ADDIS ABEBA (KNA) – Die jüngste Gewaltserie in Äthiopien mit 239 Toten und über 300 Verwundeten hat der orthodoxe Erzbischof Abune Henok als gezielte Angriffe gegen Christen bezeichnet.

Es habe sich dabei um eine koordinierte Aktion gehandelt unter der „Tarnung“ ethnischer Konflikte, sagte Henok, dessen Diözese in der Westarsi-Zone des Regionalstaats

Oromia liegt. Anscheinend seien Islamisten und ihr Hass gegen die Anhänger der orientalisch-orthodoxen Tewahedo-Kirche für das Massaker verantwortlich.

Am 29. Juni hatte die Ermordung des prominenten Sängers und Aktivisten Hachalu Hundessa im ganzen Land Massenproteste ausgelöst. Die Hintergründe sind weiter unklar. Der Künstler gehörte wie auch der Regierungschef und Friedensnobelpreisträger Abiy Ahmed der Gruppe der Oromo an. Sie bildet die größte Ethnie in dem ostafrikanischen Vielvölkerstaat, fühlt sich jedoch seit langem benachteiligt. Hundessa galt als Vorkämpfer für die Rechte des Volkes und war zugleich Mitglied der orthodoxen Kirche.

Laut Bischof Henok wurden 3362 orthodoxe Christen bei den mehrtägigen Angriffen vertrieben und suchten in Kirchen Zuflucht. Bei den Attacken seien auch Kirchen wie die Heilig-Erlöser-Kirche in Kokosa in Brand gesetzt worden. 493 Wohnhäuser, 934 Geschäfte, etliche Kliniken, vier Schulen und 72 Autos, die Henok zufolge allesamt Anhängern der orthodoxen Kirche gehörten, seien zerstört worden.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 27

Neuer Höchststand bei Austritten erreicht: Was können die Kirchen dagegen tun?

48,4 % Nichts. Die Älteren sterben, den Jüngeren fehlt die Glaubensbindung.

18,2 % Nach den vielen Skandalen muss neues Vertrauen aufgebaut werden.

33,4 % Die Kirchen müssen gesellschaftlich sichtbarer und hörbarer werden.

ZEHN JAHRE DANACH

„Ich fühlte mich schuldig“

Feuerwehrmann Jörg Helmrich war beim Duisburger Loveparade-Unglück im Einsatz

Die Loveparade am 24. Juli 2010 sollte Duisburg in eine riesige Partystadt verwandeln. Über eine Million Menschen wurden zu der Techno-Veranstaltung am alten Güterbahnhof erwartet. Die Katastrophe erahnte niemand: Es kam zu einer Massenpanik, bei der 21 Menschen starben und mehr als 500 verletzt wurden. Die Bilder lassen Teilnehmer und Hilfskräfte nicht mehr los. Einer von ihnen ist Feuerwehrmann Jörg Helmrich.

Er dachte, es würde ihm nichts mehr ausmachen, an der Gedenkfeier teilzunehmen. Jörg Helmrich wollte der Toten der Loveparade von Duisburg gedenken, sich zu den Opfern und Angehörigen stellen und eine Kerze entzünden. Spontan stieg der Branddirektor der Duisburger Feuerwehr im vergangenen Jahr in sein Auto und fuhr zum ehemaligen Loveparade-Gelände. Er war nervös, ging aber entschlossen und mit strammem Schritt in den Tunnel, in dem damals die Massenpanik ausbrach.

Nach wenigen Metern zögerte er. Er konnte einfach nicht weitergehen. Am Ende des Tunnels, an der Treppe mit der Gedenktafel, sah er die Angehörigen und die Kerzen. „Mein Puls war auf dem besten Wege, durch die Decke zu gehen“, sagt er. Er machte kehrt, ging zurück zu seinem Wagen und fuhr davon.

Während der Loveparade war Jörg Helmrich einer der Leiter des Stabs der Duisburger Feuerwehr und arbeitete auf der Feuerwache. Er koordinierte mit mehreren Kollegen das Personal und entschied, welche Einsatzkräfte wo benötigt wurden oder welche Mannschaften eine Pause brauchten. Anders als seine Kollegen, die auf dem Partygelände im Einsatz waren, quälten ihn nach dem Unglück keine bestimmten Bilder oder Geräusche.

Ihn quälte das Gefühl, dass er vielleicht mehr hätte tun können. „Ich fühlte mich schuldig, weil wir es als Feuerwehr nicht geschafft haben, diese Veranstaltung gut zu Ende zu führen. Ich schämte mich, ein Teil davon gewesen zu sein und nichts am Verlauf verändert zu haben“, sagt Helmrich. „Ich schäme mich dafür bis heute.“

Um auf das Gelände zu gelangen, mussten die Besucher in Duisburg durch einen 400 Meter langen Tunnel und über eine Rampe gehen.



▲ Feuerwehrmann Jörg Helmrich.
Foto: Gerth Medien/Jan-Michel Casimir

Am späten Nachmittag drängten sich dort immer mehr Menschen. Weitere rückten von hinten nach, bis schließlich nichts mehr ging. Die Menschen konnten weder vor noch zurück. Einige stürmten einen Bahndamm, um der Enge zu entkommen, andere kletterten Masten hinauf.

Jörg Helmrich sah genau diese Bilder auf einer großen Leinwand. „Ich konnte mir zunächst darauf keinen Reim machen. Ich konnte das auch nicht lokal zuordnen, weil

die Bilder stark vergrößert waren“, sagt er. „Aber ich ahnte: Was ich hier sehe, ist nicht gut.“

Nach und nach kamen die ersten Meldungen von Verletzten im Stab an. An die genauen Aussagen kann Helmrich sich heute nicht mehr erinnern, aber er sagt: „Es wurde halbstündlich schlimmer.“ Die Rettungskräfte meldeten immer mehr Schwerverletzte und Tote.

Helmrich versuchte, die Gedanken an die Toten und Verletzten abzuschütteln. Er weiß, dass er sich in dieser Situation keine Gefühle erlauben kann. „Im Einsatz steht man immer voll unter Adrenalin. Da ruft man das erlernte Wissen ab und funktioniert nur noch. Ich musste weitermachen, so schwer das auch war“, sagt Helmrich, der seit fast 25 Jahren bei der Feuerwehr arbeitet.

Nicht ohne Ausweg

Einzig eine SMS seiner Frau, die mit den vier Kindern und einigen Freunden damals schon im Sommerurlaub im Schwarzwald war, brachte ihn kurz aus der Fassung. Sie erinnerte ihn an einen Satz aus dem zweiten Korintherbrief: „Wir wissen weder aus noch ein und verzweifeln dennoch nicht“ (2 Kor 4,8). Paulus beschreibt damit die Situation der Christen, die sich in die Enge getrieben fühlen und dennoch nicht verzweifeln.

„Da habe ich kurz innegehalten, obwohl die Wogen über mir zusammenklappten. Da habe ich auch ein Tränchen verdrückt“, sagt Helmrich. Dieses Gefühl, dass seine Frau,

seine Kinder und seine Freunde an ihn denken und für ihn beten, habe ihm neue Kraft gegeben, den Einsatz zu schaffen.

Sein christlicher Glaube und sein Beruf gehören für Jörg Helmrich eng zusammen. Jeden Einsatz beginnt er mit einem kurzen Gebet. „Das klingt arg fromm. Aber ich schicke dann nur die Gedanken zu Gott, dir mir durch den Kopf gehen, wenn ein Anruf kommt“, sagt er. „Im Gebet hole ich mir die Rückendeckung, die ich bei einem Einsatz dringend brauche, weil ich ja nie genau weiß, was auf mich zukommt.“

In den Jahren nach der Loveparade kam Helmrich kaum zur Ruhe. Immer wieder hatte er Herzrasen. Er mied Zeitungsartikel, wollte nichts über das Unglück lesen oder hören. „Bis zur Loveparade habe ich nicht gewusst, was ein Trauma ist. Dann habe ich einen Vorgeschmack davon bekommen“, sagt Helmrich. Die Schuld- und Schamgefühle ließen ihn nicht los.

Dabei denkt er nicht an einen bestimmten Moment. Als Feuerwehrmann müsse man immer schnell reagieren und könne erst im Nachhinein die eigenen Entscheidungen bewerten. Bei ihm hat sich nach der Loveparade die Frage im Kopf festgesetzt: „Würde wegen einer meiner Entscheidungen etwas getan, was die Katastrophe verschlimmert hat? Würde wegen einer meiner Anweisungen etwas nicht getan, was die Folgen hätte mildern können?“

Verstand gegen Herz

Sein Verstand sagte ihm, dass er alles richtig gemacht hat. Doch sein Herz wollte ihm das nicht glauben. Er spricht oft darüber mit seiner Frau. Sie stellte ihm immer wieder die gleiche Frage: „Wie hättest du entschieden, wenn du Stunden zum Nachdenken gehabt hättest? Hättest du etwas anders gemacht?“ Jedes Mal lautete seine Antwort: „Nein, nichts.“

Helmrichs eigener Belastungstest im vergangenen Jahr bei der Gedenkfeier ist fehlgeschlagen. Er sagt, dass er immer noch zusammenzuckt, wenn von der Loveparade gesprochen wird. Aber er möchte nicht, dass die Erlebnisse sein Leben dominieren: „Sie dürfen mich begleiten, aber nicht beherrschen.“

Kerstin Ostendorf



▲ Kurz nach dem Unglück stellten Angehörige und Anwohner dutzende Kerzen im Unglückstunnel am Duisburger Festivalgelände auf.
Foto: KNA



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Juli

... dass die Familien unserer Tage mit Liebe, Respekt und Rat begleitet werden.



GEDENKTAG

Vatikan würdigt Arbeit der Seeleute

ROM (KNA) – Mit einer Botschaft zum „Sonntag des Meeres“ am 12. Juli hat der Vatikan den entbehrungsreichen Dienst von Seeleuten weltweit gewürdigt. Sie hätten in den vergangenen Monaten an „vorderster Front gegen das Coronavirus gekämpft“, schrieb Kurienkardinal Peter Turkson. Schließlich werde ein Großteil aller lebensnotwendigen Güter auf See transportiert.

Der „Sonntag des Meeres“ geht auf eine Initiative der katholischen, anglikanischen und freikirchlichen Seefahrerseelsorge aus dem Jahr 1975 zurück und wird immer am zweiten Sonntag im Juli begangen.

Die ohnehin schwierige Arbeit der Seeleute sei durch die Pandemie zusätzlich beeinträchtigt worden, erklärte Turkson. Er wies darauf hin, dass viele Matrosen aufgrund von Seuchenschutzregeln lange Zeit nicht von Bord gehen durften. Andere seien auf ihren Fahrten rund um den Globus in Hotels oder Notunterkünften gestrandet – ohne die Möglichkeit, ihre Familien zu sehen.

Zugleich hätten Angriffe durch Piraten auf See zugenommen, schrieb der Kardinal. Angesichts all dieser Widrigkeiten wolle er den Betroffenen sagen: „Ihr seid nicht allein, Ihr seid nicht vergessen.“

Das Dogma der Unfehlbarkeit

Papst Pius IX. erhielt durch das Erste Vatikanum höchste Lehrvollmacht

ROM – Vor 150 Jahren erklärte die Kirche den Primat des Papstes zum Dogma. Die Entscheidung des Ersten Vatikanischen Konzils war sehr umstritten, doch ging das Papstamt daraus gestärkt hervor. Erst das Zweite Vatikanum ergänzte den Primat durch die Lehre von der Kollegialität der Bischöfe.

Schon vor dem Konzil 1869/70 hatten sich innerkirchliche Spannungen zugespitzt, als publik wurde, dass bei der Kirchenversammlung die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubens- und Sittenfragen als Dogma verkündet werden solle. Man hatte die Sorge, die Kirchenleitung verschließe sich den geistigen Strömungen der Epoche. Papst Pius IX. (1846 bis 1878) hatte seine Amtszeit mit einer vergleichsweise liberalen Politik begonnen. Dann aber grenzte er sich zunehmend von „der Welt“ ab. 1864 fasste er alle abweichenden Meinungen im sogenannten Syllabus errorum als „Irrtümer“ der modernen Zeit zusammen und verurteilte sie pauschal.

Das Konzil, das im Dezember 1869 eröffnet wurde, war die bis dahin größte Kirchenversammlung. 774 Kardinäle und Bischöfe der Weltkirche nahmen teil. Von Beginn an wurde über den Papstprimat beraten: also über den Papst als höchst-

te Rechtsgewalt, ausgestattet mit höchster Lehrvollmacht, sofern er Entscheidungen zu Lehr- und Moralfragen „ex cathedra“ als unfehlbar verkündet. In der Debatte äußerte eine unüberhörbare Minderheit Bedenken gegen die neuen Dogmen, darunter 15 der 20 deutschen Bischöfe. Eine solche Definition würde dem Missbrauch des kirchlichen Lehramts Tür und Tor öffnen, befürchteten sie.

In der Vorbereitungssitzung stimmten von 601 anwesenden Konzilsvätern 451 mit Ja, 88 mit Nein; 62 verlangten Änderungen. Ein letzter Vermittlungsversuch der Kritiker bei Pius IX. scheiterte. Schließlich reisten 57 von ihnen vorzeitig ab, um nicht in Anwesenheit des Papstes gegen sein Vorhaben stimmen zu müssen. So erhielt die Konstitution „Pastor aeternus“ bei der Verabschiedung am 18. Juli 1870, vor 150 Jahren, lediglich zwei Gegenstimmen.

Bei Kerzenschein verlesen

Während der Sitzung ging ein Unwetter über Rom nieder. In der Basilika war es mitten am Tag so dunkel, dass der Text der Konstitution nur mit Hilfe von Kerzenleuchtern verlesen werden konnte.

Tags darauf, am 19. Juli 1870, begann der Deutsch-Französische Krieg. Die meisten Bischöfe reisten

ab, das Konzil wurde unterbrochen. Napoleon III. zog seine zum Schutz des Papstes in Rom stationierten Truppen ab. Mitte September wurde die Stadt von den piemontesischen Truppen eingenommen; der Kirchenstaat hörte auf zu bestehen. Schließlich vertagte Pius IX. das Konzil auf unbestimmte Zeit.

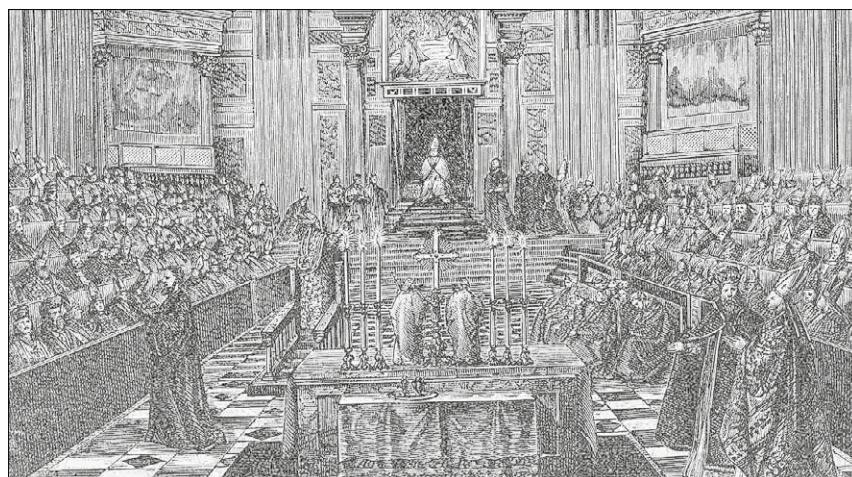
Einer nach dem anderen akzeptierten auch die kritischen deutschen Bischöfe die Entscheidung des Konzils. Trotz des gleichzeitigen Verlusts seiner weltlichen Macht ging das Papsttum gestärkt aus dem Konzil hervor. Rom wurde mehr und mehr zum Ankerpunkt der Weltkirche. Der Entscheidung zugunsten der päpstlichen Unfehlbarkeit folgte aber auch eine Abkehr vieler Intellektueller von der Kirche. Aus dieser Protesthaltung entstand im deutschsprachigen Raum die von Rom abgelöste Altkatholische Kirche.

Von einer Ex-cathedra-Entscheidung hat jedoch seither nur ein Papst Gebrauch gemacht: Pius XII. verkündete 1950 das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel.

Heute sieht der Wiener Dogmatik-Professor Jan-Heiner Tück im Primat des Papstes zugleich Bürde und Chance für die Kirche. Es brauche eine Balance zwischen einer auf den Papst zugeschnittenen „hierarchischen Sicht von Kirche“ und einer Kollegialität der Bischöfe, schrieb Tück 2019 in der „Neuen Zürcher Zeitung“. Erst das Zweite Vatikanum (1962 bis 1965) habe die Primats-Aussagen des Ersten durch die Lehre von der Kollegialität der Bischöfe ergänzt, erklärt der Theologe.

Für Orthodoxe und Protestanten bleibt das katholische Papstamt der bedeutendste Stolperstein der Ökumene. Jedoch hat die katholische Kirche mit dem Papstprimat nach Ansicht Tücks über Länder und Nationen hinweg einen Garanten der Einheit.

Alexander Brüggemann/
Johannes Schidelko



▲ Die Konzilsversammlung in einer Darstellung von 1873.

Foto: gem

DIE WELT



NOTWENDIGKEIT DES FRIEDENS

„Übel global in Angriff nehmen“

Nach Corona fordert Vatikan mehr Rüstungskontrolle und Investitionen in Gesundheit

ROM – Der Vatikan hat Lösungsvorschläge für die Überwindung der Pandemie-Krise vorgestellt. Eine Arbeitsgruppe erarbeitete Strategien, wie die Staaten die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme angehen könnten, die in den vergangenen Monaten durch das Coronavirus verursacht wurden. Verantwortungsträger sollten sich bemühen, Gelder und Investitionen für den Aufbau einer sozial gerechteren Gesellschaft einzusetzen, heißt es darin.

Vorgestellt wurde das Papier bei einer Pressekonferenz in der vergangenen Woche zusammen mit den Resultaten einer Vatikan-Konferenz zur Friedenskonsolidierung in Zeiten des Coronavirus. Die Eckpunkte trug die Koordinatorin der Arbeitsgruppe „Wirtschaft“ der Vatikanischen Kommission für die Überwindung von Covid-19, die Ordensfrau Alessandra Smerilli, vor. Die Corona-Pandemie mache die Notwendigkeit „mutiger Politiker, die wirklich an das Gemeinwohl glauben“, noch deutlicher, sagte sie.

Schicksal der Menschheit

„Die Pandemie hat die Bedeutung des Gemeinwohls zum Ausdruck gebracht“, erklärte Smerilli, die auch Professorin für politische Ökonomie an der Päpstlichen Fakultät der Hochschule Auxilium in Rom ist. „Wie uns Papst Franziskus sagte, können wir diese Phase nicht allein angehen und überwinden. Das Übel muss gemeinsam, also global in Angriff genommen werden. Die Menschheit hängt vom gemeinsamen Schicksal ab. Wir kommen nur voran, wenn wir mit dem Engagement aller rechnen können.“

Franziskus hatte noch während der akuten Pandemie-Krise in Ita-



Ein Kreuz aus Palmzweigen als Friedenssymbol. Unten: Kardinal Peter Turkson bei der Vorstellung der Vorschläge zur Überwindung der Krise.

Fotos: KNA



lien eine Taskforce eingerichtet, die nach deren Ende die sogenannte „Phase 2“ organisieren soll. Einerseits gehe es darum, die Zeit nach der Pandemie für die Vatikan-Einrichtungen und deren Mitarbeiter zu planen. Die Arbeitsgruppe soll aber auch Lösungsvorschläge für die Allgemeinheit erarbeiten.

Die Gesundheitssysteme in der ganzen Welt bräuchten mehr Investitionen und vor allem bessere Qualität, ergänzte Schwester Smerilli. „Wir benötigen einen brauchbaren Schutz gegen ansteckende Krankheiten und müssen in die Prävention investieren“, erläuterte sie. Die Covid-19-Pandemie habe die unzureichende Finanzierung der Medizin in vielen Teilen der Welt aufgedeckt. Die Versorgung für Patienten mit ansteckenden Krankheiten sollte dabei das Herzstück der Gesundheitssysteme bilden.

Gesundheit und sozialer Wohlstand seien auch erstes Kriterium für

globale Sicherheit, unterstrich die Ordensfrau. Waffenarsenale nutzen nichts, wenn „eine Handvoll infizierte Leute“ genügen, um eine Epidemie zu verbreiten.

Die hohen Militärausgaben aller Staaten kritisierte auch Alessio Pecorario, Mitglied der Taskforce und Mitarbeiter des vatikanischen Dikasteriums für die ganzheitliche Entwicklung des Menschen. Diese seien derzeit weltweit ein Problem und müssten angegangen werden.

Mehr Geld für Militär?

Die Ausgaben für Rüstungsgüter seien im Jahr 2019 auf 1,9 Billionen US-Dollar angestiegen. Damit hätten die Staaten dafür etwa das 300-fache vom gesamten Haushalt der Weltgesundheitsorganisation ausgegeben. Es sei bedenklich, dass einige Politiker in Reaktion auf die Pandemie sogar noch eine weitere Erhöhung der Militärausgaben forderten.

„Deshalb müssen jetzt international wichtige Entscheidungen getroffen werden“, forderte Pecorario. „Medizinische Versorgung, Ernährungssicherheit und wirtschaftlicher Aufschwung mit Schwerpunkt auf sozialer Gerechtigkeit und grüner Wirtschaft erfordern Ressourcen, die im Rahmen einer erneuerten Rüstungskontrolle vom militärischen Sektor abgezweigt werden sollten.“ Die Ernährungssicherheit solle an erster Stelle stehen. Denn das sei „entscheidend für die internationale Sicherheit, und nicht die Waffenarsenale“.

Kirche fördert Frieden

Für eine sicherheitspolitische Wende warb auch Kardinal Peter Turkson. Der Präfekt des Dikasteriums für die ganzheitliche Entwicklung des Menschen erklärte, die Kirche unterstütze nachdrücklich friedensfördernde Projekte, die für die Überwindung von Konflikten und die Reaktion auf den Corona-Notstand unerlässlich seien. „Ohne Rüstungskontrolle ist es unmöglich, Sicherheit zu garantieren. Ohne Sicherheit sind die Reaktionen auf die Pandemie nicht vollständig genug“, legte der aus Ghana stammende Kurienkardinal dar.

Die Covid-19-Pandemie, die wirtschaftliche Rezession und der Klimawandel machten die Notwendigkeit des Friedens deutlich, fügte Turkson an. Der weltweite Friede habe Vorrang vor jeglichen nationalen Sicherheitsfragen. „Man kann also nicht nur auf sich selbst schauen“, betonte der Kardinal. „Jetzt ist die Zeit zum Aufbau einer Welt gekommen, die einen wirklich integralen Ansatz widerspiegelt; einen Ansatz, der für Frieden, menschliche Entwicklung und Ökologie einsteht.“

Mario Galgano

Aus meiner Sicht ...



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Tiefschlag für den Religionsfrieden

Als „Kirche der göttlichen Weisheit“ wurde die Hagia Sophia im Jahr 537 geweiht. Fast ein Jahrtausend lang war sie die christliche Hauptkirche Konstantinopels. Als die Türken 1453 die Stadt eroberten, wurde sie zur Moschee umfunktioniert. In den 1930er Jahren wandelte sie der türkische Staatsgründer Mustafa Kemal Atatürk in ein Museum um. Präsident Recep Tayyip Erdoğan lässt sie nun wieder in eine Moschee umwandeln – und stellt sich damit gegen das Vermächtnis des noch immer von vielen Türken hochverehrten Atatürk.

Nicht nur orthodoxe Christen und Katholiken, ihnen voran Papst Franziskus, äußern Unverständnis. Erdoğan's Entscheidung ist ein deutliches politisches Signal dafür, dass

der Präsident die Islamisierung der Türkei weiter vorantreibt. Dass er sich damit auch mit Russland als erklärter Schutzmacht der Orthodoxie anlegt, nimmt er offensichtlich billigend in Kauf. Der Moskauer Patriarch Kyrill I. hatte zuvor unmissverständlich erklärt, dass „jeder Versuch, das 1000-jährige geistige Erbe der Kirche von Konstantinopel zu entwürdigen oder zu verletzen, vom russischen Volk mit Bitterkeit und Empörung wahrgenommen wird“.

Eine Bedrohung der Hagia Sophia sei eine Bedrohung für die gesamte christliche Zivilisation, „also für unsere Spiritualität und Geschichte“, warnte Kyrill. Nun mag die christliche Zivilisation Erdoğan wenig scheren. Als

Politiker und Staatsmann sollte er allerdings wissen, dass er auf kurz oder lang auch auf das Wohlwollen anderer (christlicher) Staaten und Regierungen angewiesen ist.

Im eigenen Land positioniert sich Erdoğan mit der Umwandlung der Hagia Sophia weiterhin als Vorkämpfer des Islam. Die Zustimmung seiner Anhänger (wie im übrigen auch der meisten Islamverbände in Deutschland) ist ihm gewiss. Mit „göttlicher Weisheit“ hat dieser symbolische und historische Paukenschlag allerdings nichts zu tun. Für die Beziehung zu den anderen Religionen ist er ein absoluter Tiefschlag. Erdoğan bestätigt den Eindruck, dass der Islam zwar Freiheiten und Rechte fordert, sie zu geben aber nicht bereit ist.



Birgit Kelle ist freie Journalistin und Vorsitzende des Vereins „Frau 2000plus“. Sie ist verheiratet und Mutter von vier Kindern.

Birgit Kelle

Kindstötung als Dienstpflicht?

Fangen wir mit der guten Nachricht an: Die Grünen zeigen ihr wahres Gesicht in der Abtreibungsdebatte. Die Staatssekretärin im baden-württembergischen Sozialministerium, Bärbl Mielich, hatte gefordert, die Einstellung von Ärzten an Unikliniken an die Bedingung zu knüpfen, dass diese zu Abtreibungen bereit sind – als normale medizinische Dienstleistung. Mittlerweile hat Mielich ihre Forderung fallengelassen, vermutlich nicht ganz freiwillig. Die Grünen wollen dies, weil immer weniger junge Ärzte bereit sind, das Geschäft der Abtreibung als „Profession“ zu erlernen. Die Generation der Abtreibungsärzte ist eine „Generation 60 plus“. Der medizinische Nachwuchs hat kein Interesse am Tötungsmetier.

Die schlechte Nachricht ist der Skandal, dass dieser Vorstoß der Grünen nicht umgehend zu nationalen Protesten und Entrüstungen geführt hat. Weder bei den Ärzten noch bei der CDU, dem freundlich zugeneigten Koalitionspartner der Grünen in Baden-Württemberg, noch gesamtgesellschaftlich.

Medial und inzwischen auch auf Bundesebene wird von den Grünen darüber sinniert, dass es „Versorgungsempässe“ bei der Abtreibung gäbe. Dass „ganze Landstriche“ ohne Abtreibungsmöglichkeit seien, so als würde ganzen Bevölkerungsanteilen lebensrettende Maßnahmen verweigert. Gemeint ist jedoch die Sicherstellung potenzieller Kindstötungen.

Ärzte werden aufgefordert, sich gefälligst an Tötungen zu beteiligen. Bei der Suizidhilfe hatte das Bundesverfassungsgericht noch im Februar bestätigt, dass es im Rahmen des ärztlichen Berufsethos „eine Verpflichtung zur Suizidhilfe nicht geben darf“. Ärzte sollen nicht töten müssen.

Doch innerhalb der deutschen Gesellschaft und auch in den Parlamenten ist es offenbar nicht mehr Konsens, dass der Versorgungsempass nicht beim Zugang zur Abtreibung, sondern beim Zugang zu Hilfen für Mutter und Kind besteht. Es wäre bitter, wenn die Frage, ob es für Ärzte eine „Verpflichtung zur Kindstötung im Mutterbauch“ geben darf, vor einem Arbeitsgericht geklärt werden müsste.



K. Rüdiger Durth ist evangelischer Pfarrer und Journalist.

K. Rüdiger Durth

Wir müssen wachsam bleiben

Bundesinnenminister Horst Seehofer (CSU) hat im Blick auf wachsende Zahlen von Extremisten im rechten, linken sowie islamistischen Lager dazu aufgefordert, „weiterhin wachsam und wehrhaft zu sein“. Das ist dringend erforderlich. Der Verfassungsschutz zählte 2019 über 22.300 Taten mit rechtsextremistischem Hintergrund – fast zehn Prozent mehr als im Vorjahr. Zudem wurden über 6.400 Taten von Linken registriert – ein Plus von rund 40 Prozent!

Das sind erschreckende Zahlen, zumal in den rechts- und linksextremistischen Gruppierungen die Gewaltbereitschaft steigt. Dass auch Islamisten nicht vor Gewalt zurückschrecken, ist bekannt.

Dass der Rechtsextremismus lange Zeit verharmlost wurde, ist nicht zu bestreiten. Hier hat vor allem der Mord an dem nordhessischen Regierungspräsidenten Walter Lübke endlich zu einem Umdenken geführt. Selbstverständlich hat der Staat ein wachsames Auge auf alle extremistischen Umtriebe zu werfen und Verbote auszusprechen, ebenso haben die Gerichte schneller und härter auf verfassungsfeindliche Taten zu reagieren. Aber vor allem kommt es auf jeden einzelnen Bürger an, politischen Extremismus bereits im Keim zu ersticken, und zwar jeglichen Extremismus. Das bedeutet im Klartext ein deutliches Eintreten gegen Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit.

Wir alle sind gefordert, „wachsam und wehrhaft“ zu bleiben, damit unsere Freiheit nicht gefährdet wird. Selbstverständlich schließt dies auch jede Form der Zusammenarbeit mit Extremisten aus, die ja darauf aus sind, Andersdenkende auszuschließen und auszumerzen.

Werden wir also noch wachsamer gegenüber den Feinden der Freiheit – am Arbeitsplatz und im Verein, in der Partei und in der Nachbarschaft, in der Schule und in der Bundeswehr. Und bleiben wir wachsam gegenüber allen Verschwörungstheorien, die oft gerade unter politischen wie religiösen Extremisten als Vorwand für ihr gefährliches und verabscheuungswürdiges Handeln dienen!

Leserbriefe



▲ US-Präsident Donald Trump ist umstritten. Der Autor des Leserbriefs weist darauf hin, dass die landesweiten Proteste gegen Rassismus auch Angriffe auf Polizisten beinhalten. Foto: gem

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Solidarität?

Zu „Tränengas und Bibel“
in Nr. 24:

Wenn sich einer in den USA gegen die Staatsordnung auflehnt und Polizisten angreift, finden sich bei uns schnell einige, die ihre Solidarität bekunden. Wenn aber – wie kürzlich passiert – Islamisten in Nigeria 40 Christen ermorden, ist das für viele Medien bestenfalls nur eine kleine Nachricht. Gegen solchen Hass auf Christen erhebt kaum einer seine Stimme.

Die Menschen sollten sich mehr dafür interessieren und ihre Solidarität mit verfolgten Christen bekunden – statt strafrechtlich relevante Delikte in anderen Ländern zu unterstützen. Es ist ratsam, christliche Presseerzeugnisse zu lesen und christliche Fernsehsender zu senden. Dort kann man die Wahrheit über die Welt und aktuelle Geschehnisse erfahren.

Josef Henkel,
80992 München



◀ Ein Rettungswagen im Einsatz. Grundsätzlich, schreibt der Autor des Leserbriefs, dürfe man nur helfen, wenn die Betroffenen einverstanden sind. Das gelte auch beim Sterben.

Foto: gem

Schmerzen lindern

Zu „Wer soll sterben dürfen?“
in Nr. 25:

Als langjähriger Aktiver im Roten Kreuz weiß ich, dass man Betroffenen nur helfen darf, wenn diese damit einverstanden sind. Bei Sterbehilfe ist das nicht anders. Ich selbst spreche mich grundsätzlich gegen eine Hilfe aus, welche direkt zum Tode führt. Gegen

ein „Sterben wollen“ oder „Sterben lassen“ ist nichts zu machen. Das ist eine freiwillige Entscheidung des Betroffenen. Jedoch sollte man schmerzlindernd dazu beitragen, dass der Übergang ins andere Leben so leicht als möglich wird. Wie müssen sich jene fühlen, welche helfen wollen und nicht können?

Franz Berndt,
64839 Münster (Hessen)

Ist ein Wort verantwortlich?

Zu „Nein zu Rasse und Rassismus“
in Nr. 25:

Den ausgezeichneten Beitrag von Marian Offman möchte ich ausdrücklich unterstützen. Nicht nur ich bin der Meinung, dass das Unwort „Rasse“ in unseren Gesetzestexten gestrichen werden soll. Wenn seit über 50 Jahren die Einteilung der Menschen in Rassen nicht mehr Stand der Wissenschaft ist, wird es höchste Zeit, im Grundgesetz (Artikel 3) und auch in der Bayerischen Verfassung (Artikel 7) das Wort „Rasse“ zu streichen und sinnvoll zu ersetzen.

Unser Grundgesetz wurde seit 1949 schon fast 60 Mal geändert. Es bleibt für mich unverständlich, dass das Wort „Rasse“ immer noch in den Gesetzestexten vorkommt, obwohl es keine Menschenrassen gibt. Wenn un-

sere Jugend die Grundrechte im Sozialkundeunterricht studiert, wird sie sich fragen, wie jemand wegen seiner „Rasse“ nicht benachteiligt oder bevorzugt werden soll, wenn es menschliche „Rassen“ – wie im Biologieunterricht richtig gelehrt – gar nicht gibt.

Rudolf Roßmann,
82449 Uffing am Staffelsee

Dass ein Wort dafür verantwortlich sein soll, dass Menschen diskreditiert werden, entzieht sich meiner Denkweise völlig. Das Wort „Rasse“ gab es doch längst vor dem Rassismus, und es findet im naturwissenschaftlichen Bereich nach meiner Kenntnis immer noch Verwendung. Die Jenaer Erklärung von 2019, wonach es keine Menschenrassen gebe, war politisch motiviert.

Wer ständig das Wort Rassismus im Munde führt und auf jede Kritik und jede Beurteilung menschlichen Handelns anwendet, der trägt zur Verunsicherung und Spaltung der Gesellschaft bei. Der will die Wahrheit und kritische Fragen unterbinden. Der will die Pressezensur durch die moralische Keule einführen. Das ist leider zu weiten Teilen schon gelungen

Stefan Stricker,
56410 Montabaur

Orte in der Bibel
Das große Lesergewinnspiel
der Katholischen Sonntagszeitung und der Neuen Bildpost
Gewinnen Sie 2 x je 500 Euro
und 30 attraktive Buchpreise!

So können Sie gewinnen:
15 Wochen lang gibt es jede Woche eine Rätselfrage. Ihre Wochenlösung tragen Sie bitte in die vorgegebenen Kästchen im Gewinnspielcoupon ein. Am Schluss müssen Sie nur noch die Buchstaben der nummerierten Kästchen in die Schlusslösung einfügen, um das Lösungswort zu erhalten.

Schneiden Sie den fertig ausgefüllten **Original-Gewinnspielcoupon** (von Heft Nr. 28) aus und senden Sie ihn bis **spätestens 30. Oktober 2020** an:
Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Leserservice, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Bitte senden Sie keine Einzellösungen!

2. Rätselfrage

Die gesuchte Stadt war einst die größte der Welt. Nach dem Alten Testament sollen die Einwohner versucht haben, einen Turm bis zum Himmel zu bauen. Gott bestrafte sie jedoch und ließ sie von da an in verschiedenen Sprachen sprechen.

--	--	--	--	--	--

27 6

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

16. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr A

Erste Lesung

Weish 12,13.16–19

Es gibt keinen Gott, Herr, außer dir, der für alles Sorge trägt; daher brauchst du nicht zu beweisen, dass du gerecht geurteilt hast.

Deine Stärke ist die Grundlage deiner Gerechtigkeit und deine Herrschaft über alles lässt dich alles schonen. Stärke beweist du, wenn man an deine unbeschränkte Macht nicht glaubt, und bei denen, die sie kennen, strafst du die anmaßende Auflehnung. Weil du über Stärke verfügst, richtest du in Milde und behandelst uns mit großer Schonung; denn die Macht steht dir zur Verfügung, wann immer du willst.

Durch solches Handeln hast du dein Volk gelehrt, dass der Gerechte menschenfreundlich sein muss, und hast deinen Söhnen und Töchtern die Hoffnung geschenkt, dass du den Sündern die Umkehr gewährst.

Zweite Lesung

Röm 8,26–27

Schwestern und Brüder! Der Geist nimmt sich unserer Schwachheit an. Denn wir wissen nicht, was wir in rechter Weise beten sollen; der Geist selber tritt jedoch für uns ein mit unaussprechlichen Seufzern.

Der die Herzen erforscht, weiß, was die Absicht des Geistes ist. Denn er tritt so, wie Gott es will, für die Heiligen ein.

Evangelium

Mt 13,24–43

In jener Zeit erzählte Jesus der Menge folgendes Gleichnis: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Mann, der guten Samen auf seinen Acker säte. Während nun die Menschen schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut unter den Weizen und ging weg.

Als die Saat aufging und sich die Ähren bildeten, kam auch das Unkraut zum Vorschein. Da gingen die Knechte zu dem Gutsherrn und sagten: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Wo-



her kommt dann das Unkraut? Er antwortete: Das hat ein Feind getan. Da sagten die Knechte zu ihm: Sollen wir gehen und es ausreißen? Er entgegnete: Nein, damit ihr nicht zusammen mit dem Unkraut den Weizen ausreißt. Lasst beides wachsen bis zur Ernte und zur Zeit der Ernte werde ich den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, um es zu verbrennen; den Weizen aber bringt in meine Scheune!

Er legte ihnen ein weiteres Gleichnis vor und sagte: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Senf-

korn, das ein Mann auf seinen Acker säte. Es ist das kleinste von allen Samenkörnern; sobald es aber hochgewachsen ist, ist es größer als die anderen Gewächse und wird zu einem Baum, so dass die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen nisten.

Er sagte ihnen ein weiteres Gleichnis: Mit dem Himmelreich ist es wie mit dem Sauerteig, den eine Frau nahm und unter drei Sea Mehl verbarg, bis das Ganze durchsäuert war.

Dies alles sagte Jesus der Menschenmenge in Gleichnissen und ohne

Die Predigt für die Woche

Die Freude am Herrn ist unsere Stärke

von K. Rüdiger Durth

Seid nicht traurig und weinet nicht“, ruft der Prophet Nehemia den Menschen in Jerusalem und Umgebung zu. Als die Menschen aus der Babylonischen Gefangenschaft vor rund 2500 Jahren in ihre Heimat zurückkehren, finden sie ein weithin zerstörtes Land vor. Auch der Tempel, das Herzstück der Menschen, liegt in Trümmern. Der Gedanke an die Zukunft fällt den meisten Menschen schwer.

Wie sollten sie auch auf eine bessere Zukunft hoffen angesichts der Situation des Landes: die Stadt in Trümmern, zerstörte Felder, keine

Arbeitsplätze, dafür Hunger und Hoffnungslosigkeit! Wie mag da in ihren Ohren der Ruf Nehemias geklungen haben?

Und wie klingen diese Worte in unseren Ohren? Wir befinden uns angesichts der großen Probleme unserer Tage auch in einer äußerst schwierigen Situation: Selbst wenn wir eine zweite Corona-Welle verhindern und es der Wissenschaft gelingt, einen Impfstoff und/oder wirksame Medikamente zur Verfügung zu stellen, werden die Kosten sehr hoch sein, müssen die bisherigen finanziellen Aufwendungen zur Verhinderung einer Wirtschaftskatastrophe bezahlt werden, sind viele Arbeitsplätze neu aufzubauen.

Auch unsere Welt wird nicht mehr so sein wie vor der Pandemie. Dazu kommen der Klimawandel,

die steigenden Flüchtlingszahlen, die kriegerischen Auseinandersetzungen in vielen Teilen der Welt. Alles Probleme, die sich bei jedem Einzelnen von uns niederschlagen. Sie machen bereits einen großen Teil unserer täglichen Gespräche aus.

Macht es sich Nehemia nicht zu leicht, wenn er auch uns heute zu ruft: „Seid nicht traurig und weinet nicht“? Vor allem wenn er fortfährt: „Macht euch keine Sorgen.“ Aber entscheidend für seine Rede ist etwas anderes, nämlich seine Begründung: „Denn die Freude am Herrn ist eure Stärke.“

Hier fragen wir sofort zurück: „Wo spüren wir denn heute in unserem Alltag wirklich Freude am Herrn?“ Stöhnen wir nicht lieber: „Wie kann Gott das alles zulassen?“ Wichtig ist, dass wir wieder genau

hinschauen auf unseren Alltag und feststellen, dass jeder Vergleich mit der Situation nach dem Zweiten Weltkrieg mehr als fehl am Platz ist. Es wird seitens der Verantwortlichen viel getan, um uns zu helfen. Und wir haben allen Grund, Gott dankbar zu sein für all die Hilfe, die uns zuteilwird.

Wichtig ist, dass unsere Freude an Gott wieder zu unserer Stärke wird, dass sie unseren Blick und unser Arbeiten wieder auf das Heute und Morgen richtet. Denn Gott will, dass wir nicht resignieren, sondern die Probleme anpacken, den Menschen helfen und uns wieder freuen über das, was Gott uns schenkt und ermöglicht. Wenn diese Freude an Gott wieder unsere Stärke wird, dann ändert sich auch die Welt zum Guten. Im Kleinen wie im Großen.





Gleichnisse redete er nicht zu ihnen, damit sich erfülle, was durch den Propheten gesagt worden ist: Ich öffne meinen Mund in Gleichnissen, ich spreche aus, was seit der Schöpfung der Welt verborgen war. Dann verließ er die Menge und ging in das Haus. Und seine Jünger kamen zu ihm und sagten: Erkläre uns das Gleichnis vom Unkraut auf dem Acker!

Er antwortete: Der den guten Samen sät, ist der Menschensohn; der Acker ist die Welt; der gute Samen, das sind die Kinder des Reiches; das Unkraut sind die Kinder des Bösen;

der Feind, der es gesät hat, ist der Teufel; die Ernte ist das Ende der Welt; die Schnitter sind die Engel. Wie nun das Unkraut aufgesammelt und im Feuer verbrannt wird, so wird es auch bei dem Ende der Welt sein: Der Menschensohn wird seine Engel aussenden und sie werden aus seinem Reich alle zusammenholen, die andere verführt und Gesetzloses getan haben, und werden sie in den Feuerofen werfen. Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein. Dann werden die Gerechten im Reich ihres Vaters wie die Sonne leuchten. Wer Ohren hat, der höre!

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 4. Woche, 16. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 19. Juli

16. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusssegen (grün); 1. Les: Weish 12,13.16–19, APs: Ps 86,5–6.9–10.15–16, 2. Les: Röm 8,26–27, Ev: Mt 13,24–43 (oder 13,24–30)

Montag – 20. Juli

Hl. Margareta, Jungfrau, Märtyrin in Antiochien

Hl. Apollinaris, Bischof von Ravenna, Märtyrer

Messe vom Tag (grün); Les: Mi 6,1–4.6–8, Ev: Mt 12,38–42; **Messe von der hl. Margareta/vom hl. Apollinaris** (jeweils rot); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 21. Juli

Hl. Laurentius von Brindisi, Ordenspriester, Kirchenlehrer

Messe vom Tag (grün); Les: Mi 7,14–15.18–20, Ev: Mt 12,46–50; **Messe vom hl. Laurentius** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Mittwoch – 22. Juli

Hl. Maria Magdalena

Messe vom Fest, Gl, eig. Prf, feierlicher Schlusssegen (weiß); Les: Hld 3,1–4a oder 2 Kor 5,14–17, APs: Ps 63, 2.3–4.5–6.7–8, Ev: Joh 20,1–2.11–18

Donnerstag – 23. Juli

Hl. Birgitta von Schweden, Ehefrau und Mutter, Ordensgründerin, Patronin Europas

Messe vom Fest, Gl, Prf Hl, feierlicher Schlusssegen (weiß); Les: Gal 2,19–20, APs: Ps 34,2–3.4–5.6–7.8–9.10–11, Ev: Joh 15,1–8

Freitag – 24. Juli

Hl. Christophorus, Märtyrer in Kleinasien

Hl. Scharbel Mahluf, Ordenspriester
Messe vom Tag (grün); Les: Jer 3,14–17, Ev: Mt 13,18–23; **M. v. hl. Christophorus** (rot)/**v. hl. Scharbel** (weiß); jew. Les u. Ev v. Tag o. aus den AuswL

Samstag – 25. Juli

Hl. Jakobus, Apostel

Messe vom Fest, Gl, Prf Ap, feierlicher Schlusssegen (rot); Les: 2 Kor 4,7–15, APs: Ps 126,1–2b.2c–3.4–5.6, Ev: Mt 20,20–28

Gebet der Woche

Wenn ich sterben werde

Herr, ich komme zu dir,
denn ich habe in deinem Namen den Acker bestellt.
Dein ist die Saat.

Ich habe diese Kerze gebildet.
An dir ist es, sie anzuzünden.

Ich habe diesen Tempel gebaut.
An dir ist es, sein Schweigen zu bewohnen.

Antoine de Saint-Exupéry

Glaube im Alltag

von Max Kronawitter



Oft wurde in der letzten Zeit betont, wie sehr die gegenwärtige Krise die Solidarität gefördert hat. Es gibt jedoch auch gegenteilige Tendenzen: das Bemühen, die angespannte Lage zur eigenen Bereicherung zu nutzen.

Darauf aufmerksam gemacht hat mich das Gespräch mit einem Steuerberater. Da wir uns gut kennen, erzählte er ungeschminkt von seinen Erfahrungen: Noch nie habe er so viel Gier erlebt wie in den letzten Wochen. Seit Bund und Länder mit riesigen Konjunkturprogrammen den gebeutelten Unternehmern unter die Arme greifen, überrennen ihn Mandanten mit dem Anliegen, sie bei Anträgen zur „Corona-Förderung“ zu unterstützen.

Die dreisten Behauptungen, mit denen manche ihre Not und missliche Lage beschreiben, haben ihn richtig verstört. Auflistungen völlig überzogener Ausgaben und Angaben, die jeglicher Grundlage entbehren, seien an der Tagesordnung. Wiederholt habe er die Mandanten darauf hingewiesen, dass dies Erschleichen von Leistungen sei. Davon ließen sich die meisten aber nicht abhalten. „Ich habe 30 Jahre Steuern bezahlt, jetzt will ich auch mal was zurückbekommen“, rechtfertigte einer seine Absicht. Kopfschüttelnd gestand mir der Steuerberater, dass er vielen ein derartiges Vorgehen nicht zugetraut hätte.

Keine Frage: Viele kleine und größere Betriebe hat Corona in eine existentielle Schieflage gebracht; es ist gut und recht, dass sie die Staatshilfen in Anspruch nehmen. Dafür

wurden sie bereitgestellt. Dass es wie bei allen Hilfsmaßnahmen auch hier „schwarze Schafe“ geben kann, liegt in der Natur der Sache. Das von meinem Bekannten geschilderte Ausmaß hat mich dennoch überrascht: Offensichtlich fehlt vielen das Bewusstsein, dass es sich um einen Diebstahl am Gemeingut, um eine Aushöhlung der Solidargemeinschaft handelt. Sie agieren nach der Devise: Von diesem Kuchen will ich auch etwas haben.

In der Apostelgeschichte lesen wir, dass die Urgemeinde im Anschluss an das Pfingsterlebnis einmütig in Gütergemeinschaft lebte. Sie „gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte“, berichtet Lukas. Doch bereits zwei Kapitel später erfährt man, dass es auch damals Menschen – Hananias und seine Frau – gab, die ihren Egoismus mit der Taufe nicht ganz abgelegt hatten. Als Petrus davon erfährt, bringt er es auf den Punkt: „Du hast nicht Menschen belogen, sondern Gott!“

Für mich ist die biblische Episode ein Beleg mehr, dass die Bitte um den Heiligen Geist aktueller denn je ist. Das Neue Testament beschreibt die Solidarität der Urgemeinde als eine Frucht des Geistes. Wo dieser Geist abhandenkommt, wuchern Egoismus und Gier. „Komm Heiliger Geist“, möchte man rufen, „und verwandle alle, die selbst in Notzeiten an sich raffen, was ihnen nicht zusteht.“

WORTE DER HEILIGEN:
PAPST SYMMACHUS

„Welche Soldaten Christus hat, zeigt der Kampf“

Symmachus schrieb den Bischöfen, die durch die Vandalen von Nordafrika nach Sardinien und zu anderen Inseln deportiert wurden.

Im Brief steht: „Der Feind würde es vielleicht als Gewinn betrachten, wenn er den Gefahren, die er den Christen angekündigt hat, die Seelen der Gläubigen unterworfen hätte; und, nachdem die Herde des Herrn in verschiedene Richtungen zerstreut ist, unter ihnen nur noch wenige siegreich blieben, von denen er durch ihren beharrlichen Glauben mit Füßen getreten werden könnte. Es herrscht ja noch unter euch Christus, der sein Wohlgefallen nicht so sehr an der Menge als an der inneren Ergebung bekundet hat.“

Es steht nämlich geschrieben (Lk 22,31), dem Satan sei die Macht gegeben worden, die Diener Christi zu sieben: damit das, was an Weizen gefunden werden kann, in die Scheunen gebracht werde, was jedoch an Streu gefunden wird, das Feuer ernähren soll. Aber euch gilt besonders das Wort: ‚Fürchte dich nicht, du kleine Herde: denn es hat euerem Vater gefallen, euch das Reich zu geben‘ (Lk 12,32).



Es kam unter euch das Schwert der Ungläubigen, das die schlaffen Glieder der Kirche ausschneiden und die gesunden zur himmlischen Herrlichkeit führen sollte. Welche Soldaten Christus hat, zeigt der Kampf: Wer den Triumph verdient, das erkennt man in Kriegen. Habt keine Furcht, weil sie euch die bischöflichen Kopfbedeckungen weggenommen haben. Für euch ist ja der Priester und Opfergabe, der sich nicht so sehr an Ehrenstellungen als an der inneren Gesinnung zu freuen pflegt: Christus. Größer ist der Lohn für das Bekenntum als die Gaben der erwähnten Würdestellung: Zu letzteren führt meist menschliche Gunst auch Personen, die weniger Verdienste aufweisen, ersteres teilt nur die überirdische Gnade zu. Er selbst hat nämlich in euch gekämpft und gesiegt, mit dem vereint zu werden der Glaube verdient – auch unter menschlichen Foltern.

Heiliger der Woche

Papst Symmachus

geboren: in Sardinien
Wahl zum Papst: 22. November 498
verstorben: 19. Juli 514 in Rom
Gedenktag: 19. Juli

Symmachus war zur Zeit seines Amtsantritts Diakon. Mit Unterstützung des Ostgotenkönigs Theoderich wurde er von einer Mehrheit des Klerus zum Bischof von Rom gewählt. Dagegen wählte eine mit Byzanz sympathisierende Minderheit den Erzbischof Laurentius zum Gegenpapst. Eine Synode sollte künftig die Papstwahl absichern, konnte sich aber nicht vollständig durchsetzen. Es kam zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen in Rom. Mit Duldung Theoderichs konnte sich Laurentius von 501 bis 506 behaupten und vom Lateran aus regieren, während Symmachus in St. Peter residierte. Erst danach wurde er in alle Rechte eingesetzt. Er vertrieb die Manichäer aus Rom, unterstützte die von Arianern verfolgten Christen, übertrug Caesarius von Arles als erstem nichtitalischen Bischof das Pallium als erzbischöfliches Kennzeichen, weitete in der Messfeier den Gebrauch des Gloria aus und erbaute und verschönerte zahlreiche Kirchen in Rom. 24 amtliche Briefe von ihm sind erhalten. *red*

Es bedarf nicht weitschweifiger Rede, um in euch himmlischen Eifer zu entfachen. Denn das Feuer göttlicher Tugend birgt in sich seinen eigenen Zündstoff. Es ist nicht nötig, diejenigen, die schon an das Siegeszeichen geheftet sind und schon ohne Mahnredner gesiegt haben, hoch zu loben: Denn es belasten das Gewissen eines Christen die Schmeicheleien eines Lobredners, was immer sie zum Inhalt haben. Denn es ist ja eine Sache der Tugend, die ihr vollbracht habt, die aber durch die Vergeltung mit dem höchsten Lohn noch übertroffen werden kann.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: © José Luiz Bernardes Ribeiro/CC BY-SA 4.0 oh

Papst Symmachus finde ich gut ...



„... weil er im Konflikt von sich selbst absehen und warten kann. Zusammen mit einem Gegenkandidaten zum Bischof von Rom gewählt, beweist er in den Auseinandersetzungen um die Rechtmäßigkeit Mut: Er steht zu seinem Mandat und akzeptiert zunächst das Exil. Trotz persönlicher Anschuldigungen bemüht er sich um Versöhnung. Indem er auf Macht verzichtet, wird er eine moralische Autorität. Erst acht Jahre nach seiner Wahl wird er in seinem Amt anerkannt.“

Stephan Ch. Kessler, Jesuit, Pfarrer der Kunst-Station Sankt Peter Köln und Dozent für die frühe Geschichte der Kirche

Zitat

von Papst Symmachus

Symmachus wendet sich gegen Kaiser Anastasius I. von Byzanz, der einen Bischof geächtet hatte, weil Symmachus ihn exkommuniziert hatte:

„Ich bitte, Kaiser, nimm es mir nicht übel, gedenke, dass du Mensch bist, dass du die dir von Gott gegebene Macht gebrauchen kannst. Aber auch wenn diese Angelegenheiten zuvor menschlichem Urteil unterlagen, müssen sie doch göttlicher Prüfung unterzogen werden. Vielleicht wirst du sagen, dass wir aller Gewalt untertan sein sollen (Röm 13,1). Wir nehmen menschliche Gewalten an dem ihm zustehenden Ort so lange an, bis sie ihren Willen gegen Gott richten. Im Übrigen, wenn alle Macht von Gott ist, dann umso mehr das, was durch göttliche Bestimmungen vorgeschrieben ist. Erweise also Gott in uns die Ehre, dann werden wir Gott in dir Ehre erweisen! Wenn du Gott nicht die gebührende Ehre erweist, kannst du das Vorrecht dessen nicht in Anspruch nehmen, dessen Rechte du verachtest.“



36 Jahre lang arbeitete Zé dos Montes an einem mächtigen Bauwerk zu Ehren „Unserer Lieben Frau“. Seine Burg ist heute eine Attraktion.

Foto: Horat

ER BAUTE GANZ ALLEINE

Die wundersame Burg des Zé dos Montes

Wie aus der Vision eines Jungen eine Touristenattraktion wurde

NATAL – Wenn das Bibelwort, wonach der Glaube Berge versetzt (Mt 17,20), eine Personifizierung bräuchte: Der Brasilianer José Antônio Barreto könnte eine gewesen sein. 36 Jahre lang arbeitete er an einem mächtigen Bauwerk zu Ehren „Unserer Lieben Frau“ – ganz allein in der Steppe Brasiliens. Mit 88 Jahren ist „Zé dos Montes“, wie er genannt wurde, nun verstorben.

Zé machte zunächst beim Militär Karriere. Bis zu seiner Pensionierung Anfang der 1980er Jahre war er Feldwebel beim Heer. Dann begann er, sich der Errichtung einer Burg zu widmen. 36 Jahre baute er in der Bergkette Serra da Tapuia im Hinterland von Rio Grande do Norte unermüdlich daran. Sein Werk gründete, sagte er, auf einer spirituellen Vision, die er erhalten habe.

Dem achtjährigen Jungen, der nahe dem Ort Pedro Avelino Brennholz sammelte, sei einst eine Dame im blauen Kleid erschienen. „Baue mir eine Burg“, habe sie ihm aufgetragen. Das sei am 13. März 1940 gewesen. Er nahm die Anweisungen aufmerksam entgegen, stürzte sich aber keineswegs gleich in die Arbeit. Ihm war bewusst, dass er noch ein Kind war. Aber nach der militärischen Laufbahn glaubte er zu wissen, was seine Aufgabe war.

Der Nordosten Brasiliens ist ein Hort der Volksfrömmigkeit, durchdrungen von Heiligen- und Marienverehrung, Mystizismus und Wunderglaube. Kritische Beobachter merken an, die vermeintlichen Erscheinungen seien bloße Lichterphänomene. In der Regel würden sie von Menschen gesehen, die sich einer solchen Vorstellungswelt bereits zuvor angenähert haben. Ob dies

auch auf den kleinen José Antônio zutrifft? Kirchlich anerkannt sind seine Visionen jedenfalls nicht.

Den Bauort für seine Burg in der felsigen Hügelkette bei Tangaré entdeckte er zufällig. Er wurde ihm vom damaligen Grundbesitzer zum Kauf angeboten – unter der Bedingung, dass eine kleine Statue Unserer Lieben Frau von Lourdes, die sich da in einem Bildstock befand, bleiben dürfe. Das war ganz im Sinne von Zé.

Ohne eine große Ahnung von Architektur, Statik oder Baufinanzierung zu haben, begann er sein Werk. Ein Baugesuch bei den Behörden hat er nie eingereicht. Auch einen Bauplan auf Papier gab es nicht: Der war nur in seinem Kopf. Er mauerte und mörtelte meist allein an seiner Vision in der heißen Trockensteppe und wurde dabei ausgetrocknet, zerfurcht und hager.

Das Werk, das er beinahe fertiggestellt hat, ist beeindruckend: 80 weiße Kuppeln hat die gewaltige Burg des Zé dos Montes. Durch verschlungene Tunnel lässt sich seine Festung betreten. Im Inneren ist ein Labyrinth von Räumen, Treppen erschließen Ausgucke, Korridore sind oft schiefe Ebenen. Es finden sich Kapellen, eine Sternwarte, Turmzimmerchen, Loggien und Terrassen. Steile Stiegen führen hinauf zum Hauptturm.

Dem Himmel nah

Die Burg ist zu einem touristischen Anziehungspunkt geworden. „Die Plattform auf der obersten Zinne bei Sonnenuntergang ist ein Kraftort. Wer sich fragt, wie es weitergehen soll im Leben: Da oben, in sternenfunkelnder Nacht, dem Himmel nahe, kann Erkenntnis gewonnen werden. Wie ein warmer Hauch kommt sie über einen“, meint Zés Adoptivsohn, Joseildo Gomes.

Die Menschen der Region sind für den Bau auch aus anderen Gründen dankbar, sagt Gomes: „Die finanzielle Situation hier im abgelegenen und strukturschwachen Sítio Novo hat sich deutlich verbessert – dank der Besucherströme zu der wundersamen Burg von Zé dos Montes.“

Karl Horat



◀ *Juden sind heute wieder ein selbstverständlicher Teil der deutschen Gesellschaft. Regelmäßig setzen der Zentralrat der Juden, die Bundesregierung und die Bevölkerung Zeichen gegen Antisemitismus. Im Bild: Juden bei einer Kundgebung des Zentralrats am Brandenburger Tor. Die Demonstration stand unter dem Motto „Steh auf, nie wieder Judenhass“.*

Archivfotos: KNA

Start als Provisorium

Vor 70 Jahren wurde der Zentralrat der Juden in Deutschland gegründet

BERLIN – Nach dem Holocaust sahen Juden Deutschland oft nur als Durchgangsstation für ihre Auswanderung. Seither hat sich das gewaltig geändert. Heute haben die Gemeinden hierzulande rund 95 000 Mitglieder. Ihre Interessen vertritt der Zentralrat der Juden. Er begeht am 19. Juli seinen 70. Gründungstag.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Lage desolat. Rund sechs Millionen europäische Juden waren ermordet worden, Überlebende der „Schoah“ oft traumatisiert und orientierungslos. Wer Verfolgung oder Konzentrationslager erlebt hatte, befand sich oft fern der Heimat. Und umgekehrt: Aus Deutschland geflohene Juden harrten im Exil aus. Zurück nach Deutschland? Beziehungsweise dort bleiben? Für viele Juden war das völlig unvorstellbar – im Land selbst, aber oft auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft weltweit. Dennoch wagte eine ganze Reihe von Juden diesen Schritt.

1945 wurden nach Angaben des Zentralrats der Juden in Deutschland 51 jüdische Gemeinden wiedergegründet – ein Jahr später gab es schon 67. Und: Kurz nach Kriegsende hatte sich das Zentralkomitee der befreiten Juden in der amerika-

nisch besetzten Zone zusammengefunden. Auch in anderen Besatzungszonen gab es vergleichbare Gruppen. Am 19. Juli 1950 gründete sich in Frankfurt der Zentralrat der Juden in Deutschland. Er war damals zunächst als Vertretung der Interessen von Juden bis zu deren Auswanderung gedacht, etwa nach Übersee oder in den erst kurz zuvor gegründeten Staat Israel.

Viele kehrten zurück

Zur konstituierenden Sitzung waren Delegierte der jüdischen Gemeinden in den vier Besatzungszonen gekommen. Als der Zentralrat gegründet wurde, lebten rund 15 000 Juden in Deutschland. Hinzu kamen jene, die wegen der NS-Verfolgung ins Ausland geflohen und dann wieder zurück nach Deutschland gegangen waren. Dazu noch die „Displaced Persons“: rund 200 000 Juden aus Osteuropa, die nicht mehr in ihre alte Heimat zurückkehren konnten oder wollten – und deren Zahl noch anstieg.

Doch im Laufe der Zeit „stabilisierte sich das Provisorium“, sagt der heutige Zentralratspräsident Josef Schuster. In den Nachkriegsjahren blieb die Zahl der Gemeinden in der Bundesrepublik laut Zentralrat

relativ konstant: Etwa 26 000 Juden bildeten rund 50 Gemeinden. In der DDR lebten offiziellen Angaben zufolge knapp 500 Juden in fünf Gemeinden.

Oft wird im Zusammenhang mit jüdischem Leben in Deutschland das Bild der Koffer gebraucht: Während Juden zunächst sprichwörtlich auf gepackten Koffern saßen und ihrer Auswanderung entgegensehen, packte eine nicht kleine Anzahl diese Koffer irgendwann dann doch aus. Schuster betont: „Es dauerte in Deutschland zwei Jahrzehnte, bis Überlegungen zum Auswandern in den Hintergrund rückten.“

Eine wichtige Rolle habe dabei Werner Nachmann gespielt, der von 1969 bis 1988 an der Spitze des Zentralrats stand und sich in den 1970er Jahren klar zum jüdischen Leben in Deutschland bekannt habe. „Bis dahin wurde man eher schief angeguckt, wenn man sagte, man wolle als Jude in Deutschland leben“, sagt Schuster. Es sei dann zu Änderungen in den Zielen des Zentralrats gekommen. Es vertritt heute die Interessen von Juden, religiös oder säkular, etwa gegenüber der Politik.

In den 1990er Jahren waren es Zuzug und Integration von Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion, die die Zahl der Juden und

Gemeinden im wiedervereinigten Deutschland ansteigen ließ und ein großes Thema des Zentralrats wurde. 1990 wurden außerdem die fünf Gemeinden aus der DDR in den Zentralrat aufgenommen. Und ein ganz aktuelles Thema: Jüngst hat der Bundestag den Weg für jüdische Militärrabbiner in der Bundeswehr freigemacht – ein historischer Beschluss für eine Institution, die älter als die Schoah ist.

Prägend für den Diskurs

Seit 1999 ist die Verwaltung des Zentralrats in Berlin. Im Moment gehören ihm 105 jüdische Gemeinden mit rund 95 000 Mitgliedern an. Auch die Vorsitzenden beziehungsweise Präsidenten des Zentralrats sind in der Regel weit über die jüdische Gemeinschaft hinaus prägend für den gesellschaftspolitischen Diskurs und das Engagement gegen Antisemitismus gewesen: Man denke etwa an Heinz Galinski, Ignatz Bubis oder Charlotte Knobloch.

Der aktuelle Präsident war 2018 in eine zweite Amtszeit gewählt worden. Er lebt in Würzburg. Auch seine Eltern waren nach Deutschland zurückgekehrt: 1956 aus Haifa, wo Schuster zwei Jahre zuvor geboren worden war.

Leticia Witte

ZENTRALRATSPRÄSIDENT DER JUDEN:

Die Welt ein Stück besser machen

Josef Schuster erläutert Leitlinien des Lebens und das Verhältnis der Religionen

Seit November 2014 ist Josef Schuster Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Der in Würzburg tätige Internist spricht im Exklusiv-Interview über die Juden als ältere Geschwister der Christen, die Hinterfragung des Sinns des Lebens aufgrund der Corona-Krise sowie über das gegenwärtige Verhältnis zwischen Juden und Christen.

Herr Dr. Schuster, wie würden Sie sich selbst charakterisieren?

Da ich seit vielen Jahren als Arzt tätig bin, habe ich es gelernt, mit Ruhe, Besonnenheit und auch der manchmal notwendigen Nüchternheit auf bestimmte Sachverhalte oder Nachrichten zu reagieren. Das kommt mir auch im Amt des Zentralratspräsidenten zu Gute. Ansonsten bin ich ein Familienmensch, Hundefreund und würde mich als humorvoll bezeichnen.

Seit 2014 stehen Sie dem Zentralrat der Juden in Deutschland als Präsident vor. Worin liegen Ihre Hauptaufgaben?

In diesem Ehrenamt habe ich vor allem die Aufgabe, die Bedürfnisse der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland nach außen zu vertreten, zum Beispiel in Gesprächen mit Politik und Medien. Daneben entscheide ich gemeinsam mit den Leitungsgremien über Projekte, die der Zentralrat der Juden macht, oder über Unterstützung für jüdische Gemeinden in besonderen Fällen. Darüber hinaus bin ich als Vizepräsident des World Jewish Congress und des European Jewish Congress auch auf internationaler Ebene tätig.

Einer Ihrer Vorgänger, Ignatz Bubis, galt als moralische Instanz. Würden Sie sich bei einer ähnlichen Beschreibung geschmeichelt fühlen?

Wenn ich als Repräsentant der jüdischen Gemeinschaft im Land gehört werde und unsere Anliegen ernst genommen werden, genügt mir das. Eine moralische Instanz muss ich nicht sein. Mein Respekt vor der Lebensleistung von Ignatz Bubis verbietet es auch, mich mit ihm auf eine Stufe zu stellen.

Können Sie der Ansicht von Papst Johannes Paul II., der die Juden als ältere Geschwister der Christen bezeichnet hat, etwas abgewinnen?

Die Äußerung des Papstes war damals ein wichtiges Signal, das die katholische Position der Konzils-Erklärung „Nostra Aetate“ bestätigte: Das Judentum als gleichwertige Religion anzuerkennen und die Wurzeln des Christentums im Judentum zu würdigen.

Warum ging es in der Geschichte zwischen Juden und Christen nicht immer tolerant zu?

Sowohl die katholische als auch später die evangelische Kirche haben über Jahrhunderte antijudaistische Vorurteile geschürt und ein verzerrtes Bild des Judentums gezeichnet, um das Christentum als einzige Religion zu etablieren. Um dieses Ziel zu erreichen, haben kirchliche Herrscher sogar zu Gewalt gegriffen. Erst nach der Schoah, also nach 1945, haben die Kirchen angefangen, sich selbstkritisch mit ihrer Geschichte in Bezug auf das Judentum auseinanderzusetzen und sich davon zu distanzieren. Dieser Prozess ist noch immer nicht abgeschlossen.

75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs: Wie stehen Juden und Christen zueinander?

Das Verhältnis hat sich freundschaftlich entwickelt und steht heute auf einem soliden Fundament. In vielen Fragen tauschen wir uns aus, vor allem wenn wir als Religionsgemeinschaften gleichermaßen betroffen sind. Zugleich bleibt es eine dauernde Aufgabe, den jü-

disch-christlichen Dialog fortzusetzen und offene Fragen zu klären.

Hoffnung harmoniert mit dem Glauben: Was bedeutet für Sie Glaube?

Religion und Glauben spielen in meinem Leben eine wichtige Rolle, ebenso die jüdische Tradition. Das gemeinsame Feiern des Schabbats am Freitagabend in der Familie oder an Feiertagen wie Pessach liegen mir am Herzen. Während des Schabbats und an Feiertagen nehme ich auch keine öffentlichen Termine wahr. Der Glaube ist in meinem Leben eine wichtige Stütze.

Was raten Sie Menschen, die in der Corona-Pandemie den Sinn des Lebens hinterfragen?

Das hängt davon ab, um was es demjenigen geht. Wenn sich jemand fragt, ob der bisherige Rhythmus seines Lebens oder die Prioritäten, die er gesetzt hat, die richtigen waren, könnte die Corona-Krise sogar positive Auswirkungen haben. Wenn aber jemand wegen der Pandemie an seinem Leben zweifelt, würde ich raten, den Blick auf das zu lenken, was trotz aller Schwierigkeiten positiv ist oder Mut macht. Und niemand sollte die Hoffnung verlieren, dass diese Krise auch wieder vorbeigeht. Wir brauchen nur alle Geduld.

Warum ist es in einer schnelllebigen Zeit wie der heutigen noch wichtig, Idole und Vorbilder zu haben?

Wichtiger als Vorbilder oder gar Idole erscheinen mir feste Leitlinien oder ein Wertegerüst zu sein, wie es uns etwa unsere Religion vorgibt. Die Gebote des Judentums bestehen seit Jahrtausenden. Sie spiegeln menschliche Erfahrung und auch die Weisheit von zig Generationen wider.

Welche Werte sind Ihnen besonders wichtig, stehen sozusagen im Mittelpunkt der Mission?

Um das gleich klarzustellen: Mission ist dem Judentum fremd. Es gibt allerdings ein jüdisches Gebot, das für den Aufbau einer nachhaltigen Zukunft leitend sein kann: Tikkum Olam – verbessere oder repariere die Welt. Jeder von uns kann seinen kleinen Beitrag dazu leisten, die Welt ein Stückchen besser zu machen.

Mussten Sie in Ihrem Leben schon einmal Werte überdenken?

Meine Eltern haben mir ein sehr grundlegendes Wertegerüst mit auf den Weg gegeben. Daran musste ich bisher nicht rütteln. Die entscheidenden jüdischen Werte, wie der Erhalt des Lebens, die Nächstenliebe, die Fürsorge für Bedürftige und die Pflege von Kranken, standen für mich nie zur Debatte.

Ihre Lebensweisheit als Fazit?

Da halte ich es mit David Ben-Gurion: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.“

Interview: Andreas Raffener



Mann des Dialogs: Josef Schuster (Mitte) im Gespräch mit Kardinal Reinhard Marx (li.), damals Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, und Heinrich Bedford-Strohm, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland.



Das Gemälde von Alphonse de Neuville zeigt die Schlacht bei Gravelotte: Am 18. August 1870 kämpften dort französische Truppen gegen die preußische Armee.

DEUTSCH-FRANZÖSISCHER KRIEG

Per Schlachtfeld zur Kaiserkrone

Bismarcks Sieg war Weg zur Reichsgründung und Gift für das Verhältnis zu Frankreich

Diese „elende spanische Angelegenheit“ sei sein Untergang gewesen, grollte Napoleon I. Bonaparte in seinem Exil auf St. Helena mit Blick auf den iberischen Widerstandskampf 1808 bis 1814. Ironie der Geschichte: Auch seinem Neffen Napoleon III. sollte Spanien zum Verhängnis werden!

Charles Louis Napoleon Bonaparte, der seine Jugend unter anderem in Konstanz und Augsburg verbrachte, war 1848 zum Präsidenten Frankreichs gewählt worden und hatte 1851/52 per Staatsstreich und Plebiszit das Zweite Kaiserreich etabliert. Nachdem Preußen 1866 den Bruderkrieg mit Österreich für sich entschieden hatte, zeichnete sich nun das nächste Duell der Großmächte ab: Bismarcks kleindeutsch-großpreußische Einigungspolitik kollidierte mit der Hegemonialpolitik von Napoleons III. Empire.

Allerdings war Bismarcks Einigungspolitik ins Stocken geraten. Der Heeres- und Verfassungskonflikt war nur bis 1871 vertagt. Die süddeutschen Staaten waren durch defensive Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen verbunden. Doch als die Regierungen von Bayern und Württemberg Militärreformen nach

preußischem Vorbild einzuführen begannen, provozierten sie im Frühjahr 1870 einen antipreußischen Stimmungsumschwung, der einen freiwilligen Anschluss an den preußisch geführten Bundesstaat, den Norddeutschen Bund, in weite Ferne rücken ließ.

Preußische Provokation

„Eine Kaiserkrone wird auf dem Schlachtfeld geschmiedet“, lautete eine Devise Bismarcks. Nun suchte er nach einem Weg, den deutsch-landpolitischen Gordischen Knoten durchzuschlagen und die Süddeutschen an Preußens Seite zu ketten, indem er Frankreich zur Attacke provozierte.

Im September 1868 hatte in Spanien die Revolution die bourbonische Königin Isabella II. vom Thron gefegt. Die Suche nach einem Nachfolger gestaltete sich für die provisorische Regierung unter General Juan Prim alles andere als einfach: Die Krone des unregierbaren Spanien wollten viele Anwärter nicht einmal geschenkt. 1869 wurde erstmals auch Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen aus der katholischen Nebenlinie der preußischen

Hohenzollernndynastie als Kandidat gehandelt.

Als am 25. Februar 1870 Prim Geheimemissär Eusebio de Salazar y Mazarredo tatsächlich ein formelles Thronangebot überbrachte, hieß der namhafteste Befürworter Bismarck. Er entsandte sogar seine rechte Hand Lothar Bucher zu weiteren Sondierungen nach Spanien. Allerdings machten Leopold und sein Vater, Fürst Karl Anton, ihre Annahme von der Einwilligung des Chefs der Hohenzollernndynastie abhängig. Wilhelm I., König von Preußen, sowie seine Frau Augusta – Bismarcks Todfeindin – lehnten jenes Himmelfahrtskommando zunächst ab. Dennoch konnte Bismarck das Kandidaturprojekt am Leben erhalten. Er und ein vom Ehrgeiz geblendeter Karl Anton erwirkten doch noch die Zustimmung Wilhelms I.

Eigentlich wollte Bismarck Frankreich vor vollendete Tatsachen stellen. Doch am 2. Juli „platzte die spanische Bombe“ – so drückte es Königin Augusta aus. Das Geheimnis von Leopolds Bewerbung wurde enthüllt. Auf Druck Frankreichs, das mit Krieg drohte, wie auch Englands und auf Zuraten Wilhelms I. zog Fürst Karl Anton am 12. Juli 1870

die Kandidatur seines Sohns zurück, sehr zum Ärger Bismarcks, der am gleichen Tag in einem informellen Kriegsrat mit Generalstabschef Helmuth von Moltke, Kriegsminister Albrecht von Roon und Innenminister Friedrich zu Eulenburg die Weichen auf Krieg stellte.

Die Pariser Regierung setzte gleichfalls auf Eskalation und auf eine Demütigung Preußens. Napoleon III. verbuchte bereits das Scheitern der Hohenzollernkandidatur als Triumph. Die „Einkreisung“ Frankreichs tatenlos hinzunehmen, hätte einen massiven Prestigeverlust bedeutet.

Vom Volkszorn veranlasst

In Wahrheit ging von der maroden spanischen Armee jedoch keine Gefahr aus. Eine weniger vom hochkochenden Volkszorn getriebene Pariser Regierung hätte Leopold in seine spanische Falle tappen lassen, um danach seine Regentschaft zu sabotieren und Preußen zu blamieren. Stattdessen verlangte die Kriegspartei um Außenminister Antoine Duc de Gramont und Napoleons spanischer Gattin Eugénie nunmehr Garantieerklärungen von

Preußen, dass die spanische Hohenzollernkandidatur nie wieder aufgenommen werde.

Auf der Kurpromenade in Ems wurde Wilhelm I. am Morgen des 13. Juli 1870 durch Frankreichs Botschafter Vincent Comte de Benedetti, auf „zuletzt sehr zudringliche Art“ über jene Zusatzforderung informiert. Als der Bericht aus Ems in der Berliner Wilhelmstraße eintraf, gab Bismarck den Text gekürzt an die Presse. Die französische Öffentlichkeit nahm die so redigierte „Emser Depesche“ empört zur Kenntnis.

Noch vor Bekanntwerden der Depesche hatte die französische Regierung die Mobilmachung angeordnet. Unter dem Druck anti-deutscher Proteste auf den Straßen erklärte Frankreich am 19. Juli 1870 Preußen den Krieg. Alle Welt rechnete nun mit einer schnellen französischen Großoffensive, etwa um Süddeutschland von Preußen zu trennen und Österreich doch noch zum Revanchekrieg zu motivieren. Für letzteres Szenario hatte Bismarck in Geheimverhandlungen die Zusage von Zar Alexander II. erhalten, mit 300 000 russischen Soldaten in Galizien einzurücken.

Frankreich im Chaos

Die Franzosen begannen ihren Feldzug mit der Einnahme Saarbrückens am 2. August, doch an weitere Offensiven war nicht zu denken. Die Armee sei bereit „bis zum letzten Gamaschenknopf“, hatte Kriegsmminister Edmond Le Boef getönt. Nun versank Frankreich im Chaos: Offiziere konnten ihre Regimenter nicht finden, Reservisten hatten noch nie das neue Chassepotgewehr in der Hand gehabt, es herrschte Mangel an Proviant und Munition.

Reibungslos liefen dagegen die Vorbereitungen unter Führung von Moltkes Generalstab: Dank präziser Militärfahrpläne und neun teilweise doppelgleisiger Ost-West-Bahnstrecken transportierten zwischen dem 15. Juli und dem 4. August über 1500 Züge drei Armeen mit 13 Korps an die französische Grenze. Zwischen den Armeegruppen von Marschall François-Achille Bazaine im Raum Straßburg und von Marschall Patrice de MacMahon im Raum Metz tat sich eine Lücke auf, durch welche Moltke mit zwei seiner drei Armeen in den Rücken des Gegners vorstoßen konnte.

In den ersten Schlachten von Weißenburg und Wörth im Elsass sowie von Spichern bei Saarbrücken am 4. beziehungsweise 6. August wurde ein Muster klar: Weil das Chassepotgewehr dem preußischen Zündnadelgewehr überlegen war, konnten die Franzosen deutsche



▲ Im Spiegelsaal von Versailles wurde Preußenkönig Wilhelm I. am 18. Januar 1871 zum Kaiser proklamiert. Die Franzosen empfanden den Akt in der historischen Hauptresidenz der Könige von Frankreich als Demütigung. Fotos: gem

Sturmangriffe mehrfach abwehren. Das Blatt wendete sich, sobald die preußische Artillerie eingriff. Gegenüber den Hinterladerkanonen von Krupp wirkten die französischen Vorderlader wie Museumsstücke. Im Süden ordnete MacMahon den Rückzug nach Châlons an der Marne an. Dies gab Moltkes Armeen die Gelegenheit, sich südlich und westlich von Bazaines Truppen zu postieren.

Am 18. August trafen die Hauptstreitkräfte bei Gravelotte/St. Privat direkt aufeinander: 188 000 deutsche Soldaten und 732 Kanonen gegen 131 000 Franzosen mit 520 Geschützen. Die Franzosen in starken Verteidigungsstellungen fügten den Angreifern große Verluste zu – 20 000 preußische gegenüber 11 600 französischen Toten und Verwundeten. Nicht zuletzt lag es an der „Mitrailleuse“, Frankreichs Vorläufer des Maschinengewehrs. Dennoch fiel der strategische Sieg der deutschen Seite zu. Sie zwang Bazaine zum Rückzug nach Metz, wo er am 27. Oktober kapitulierte.

Von Koliken geplagt

Der chronisch kranke Napoleon III., der an Blasensteinen litt und von Koliken geplagt wurde, ließ sich nach Châlons evakuieren. Von dort aus sollte MacMahons Armee eigentlich einen deutschen Marsch auf Paris parieren. Regentin Kaiserin Eugénie ließ jedoch eine Umgehungsoperation entwerfen, die auf dem Papier genial aussah, Moltke aber die französische Niederlage auf dem Silbertablett präsentierte: MacMahon sollte erst nach Nordwesten marschieren und dann die



Preußischer Gefangener: Napoleon III. im Gespräch mit Bismarck nach der Schlacht bei Sedan.

Belagerung Bazaines in Metz durchbrechen, um vereint dem Gegner in den Rücken zu fallen.

Zwei preußisch-deutsche Armeen holten am 30. August MacMahon ein. Das letzte französische Aufgebot saß bei der Festung Sedan in der Falle. Ein verzweifelter Ausbruchversuch der Kavallerie scheiterte verlustreich. Am 2. September 1870 trafen die beiden Rivalen in Donchéry persönlich aufeinander. Bismarck akzeptierte die Kapitulation Napoleons III. Der wurde in Schloss Wilhelmshöhe interniert und starb 1873 im britischen Exil.

Der Sieg bei Sedan ebnete den Weg zum Beitritt der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bund und zur Gründung des Deutschen Reichs am 1. Januar 1871. Mittlerweile verwickelten die „Franc-tireur“-Verbände der in Paris ausgerufenen Dritten Republik die

deutschen Truppen in zermürbende Kämpfe. Paris litt unter der deutschen Belagerung und dem blutig niedergeschlagenen Aufstand der Kommune.

Erst am 10. Mai 1871 fand der Konflikt mit dem Frieden von Frankfurt sein Ende. Zwei Demütigungen Frankreichs, die Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles und die Annexion Elsass-Lothringens, sollten das bilaterale Verhältnis dauerhaft vergiften.

Zu den Verlierern des Krieges zählte auch der Vatikan: Seit 1849 hatten Truppen Napoleons III. Rom und die Reste des Kirchenstaates gegen italienische Annexionsversuche verteidigt. Anfang August 1870 wurden die Schutztruppen aber nach Frankreich zurückbeordert und der Kirchenstaat kurz darauf von Italien eingenommen. Michael Schmid

„DER LETZTE FEIND“

Spannender Vatikan-Thriller

Autor Giuseppe Gracia: Ohne Gott gibt es keine Freiheit und keine wahre Liebe

Gefangen zwischen Technikgläubigkeit und Christentum, zwischen Humanismus und globaler Totalverwertung des Menschen: Eine solche Gesellschaft porträtiert der Schweizer Publizist Giuseppe Gracia in seinem neuen Roman „Der letzte Feind“. Das fiktive Werk spielt im Vatikan vor dem Hintergrund eines Dritten Vatikanischen Konzils. Im Interview erläutert der Katholik, welche Parallelen er zwischen Fiktion und Wirklichkeit sieht und warum das Christentum für die Gesellschaft unabdingbar ist.

Herr Gracia, Ihr letzter Roman „Der Abschied“ (2017) handelte von einem islamistischen Anschlag in Berlin. Nun nehmen Sie mit „Der letzte Feind“ den Vatikan ins Visier. Es geht um eine weltweite Verschwörung – inklusive Anschlag auf den Papst. Was bewegt Sie zu solchen Szenarien?

Schon als Kind „litt“ ich an massiver Einbildungskraft. Das Spannende, Geheimnisvolle, Berührende, Poetische war immer meine Welt. Nach fünf Romanen über alle möglichen Lebensthemen habe ich gemerkt, dass ich noch nie über das Christentum geschrieben habe. Das wollte ich nachholen. Am liebsten in Form eines spannenden Thrillers mit theologischer Substanz – aber so, dass auch Kirchenferne gefesselt sein können.

Ihre Hauptfigur ist ein heruntergekommener Journalist aus St. Gallen. Sie selbst sind dort als Journalist und Medienberater tätig. Wieviel Giuseppe Gracia steckt in dem Roman?

Ich glaube, es steckt in allen Figuren etwas von ihrem Erfinder. Ich habe alle Figuren gern, den atheistischen Journalisten ebenso wie den Papst, den Chef der internationalen Stiftung, die gegen die Kirche kämpft, so wie die schöne Chiara, die so gern endlich eine Heimat für ihr großes Herz finden würde.

Was hat es mit dieser internationalen Stiftung auf sich, die im Roman die Fäden zieht?

Die Stiftung betrachtet die Religion als Feindin des Fortschritts. Man strebt ein progressives, multikulturelles Wohlstands-Paradies an, auf der Grundlage eines sich selbst erlösenden, digital gerüsteten Menschen. Kein Christentum, kein



▲ Giuseppe Gracia ist sizilianisch-spanischer Abstammung, verheiratet und hat zwei Kinder. Er arbeitet als Publizist, Medienberater und Schriftsteller. Foto: pm

Gott. Aber kann eine solche Gesellschaft noch frei sein und menschlich bleiben? Das ist die Frage, um die sich der Roman dreht.

Ist das Christentum nötig, um eine humane Gesellschaft zu erhalten?

Schon im 19. Jahrhundert war der politische Denker Alexis de Tocqueville überzeugt: Wenn die Menschen nicht mehr an Gott glauben, an ein ewiges Leben, das sie über die gesellschaftlichen Realitäten hinaushebt, dann schrumpft das Individuum zum Herdentier. Gemäß Tocqueville ist die Freiheit eine Tochter des Christentums. Der Despotismus kann auf Religion verzichten, die Freiheit nicht.

Aber viele lehnen heute die Kirche ab. Der Glaube scheint nicht mehr wichtig zu sein.

Ja, es herrscht die Überzeugung, dass ein gelungenes Leben und eine offene Gesellschaft ohne Christentum sehr gut möglich sind – sogar viel besser ohne dieses vermeintlich rückschrittliche, intolerante Christentum. Die katholische Kirche kreist viel um sich selbst, um interne Fragen des Lehramts oder der kirchlichen Ordnung. Sogar manche Bischöfe gehen vor dem Zeitgeist in die Knie, was die Medien dankbar aufnehmen.

Der Roman spielt im Vatikan, ei-

nem Ort, der schon in einigen Büchern und Filmen vorkommt. Wie unterscheidet sich ihre Version?

Bei mir ist der Vatikan Schauplatz eines Kampfs zwischen dem christlichen Geist und einer neuen, instrumentell denkenden High-Tech-Kultur. Einer Herrschaft der Optimierung, die den Alltag prägt. Der Mensch als sein eigener Schöpfer. Wissenschaft und Forschung als Potenzmittel des Handels, die Politik als Gouvernante und Human-Ressources-Abteilung.

Wem steht in so einer Welt noch ein Papst im Weg?

Das Christentum ist den Architekten des neuen, globalistischen Utopia im Weg. Christentum steht für Heiligkeit des Lebens, Weitergabe des Lebens, Liebe als Dienst am Leben. Die digitalen Utopisten sehen im Leben nur eine Plattform für Optimierung und Nutzensteigerung. Ihnen geht es um eine Totalverwertung des Lebens.

Was sollte die Kirche in der Realität tun, um wieder mehr gehört zu werden?

Sie sollte aufhören, die eigenen institutionellen Fragen zum Thema machen. Sie muss wieder Gott und die Sehnsucht nach wahrer, ewiger Liebe in den Vordergrund rücken. Sie muss die falschen Versprechen der Utopisten entlarven. Wenn die

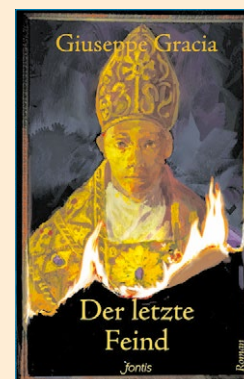
Kirche über die herrschende Gegenwartskultur spricht, könnte sie den Menschen wieder mehr geistliche Nahrung bieten, einen Kompass für die Herzen.

Eine Szene in Ihrem Roman blieb mir im Kopf, wie der Papst und sein Vertrauter über die Frage sinnieren, warum sie die Festung Kirche trotz der ständigen Widrigkeiten und Niederlagen dennoch täglich versuchen zu halten. Die Antwort ist: „Weil wir wissen, was der Gesellschaft droht, wenn die Kirche ihren Widerstand aufgibt.“ Ihr Roman heißt „Der letzte Feind“. Wer ist denn dieser Feind? Wer übernimmt, falls auch noch die Kirche geht?

Alle Figuren haben ihren eigenen letzten Feind. Für die Gegner des Christentums ist es die Religion. Aber für die Verteidiger des Christentums ist der Feind eine Gesellschaft, die sich von Gott entfernt. Weil es ohne Gott keine Freiheit, keine wahre Liebe geben kann. Und natürlich muss ich beim Titel auch an den Apostel Paulus denken. Er sagt, dass der Tod der letzte Feind ist, der vernichtet wird.

Interview: Birgit Kelle

Verlosung



„Der letzte Feind“ von Giuseppe Gracia ist im Basler Fontis-Verlag erschienen (ISBN 978-3-03848-196-6, 18 Euro). Wir verlosen drei Exemplare des Romans. Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie eine Postkarte mit Namen und Adresse an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Der letzte Feind“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Viel Glück!

50. TODESTAG

Wegbereiter der Moderne

Architekt Thomas Wechs errichtete fortschrittliche Kirchen- und Profanbauten

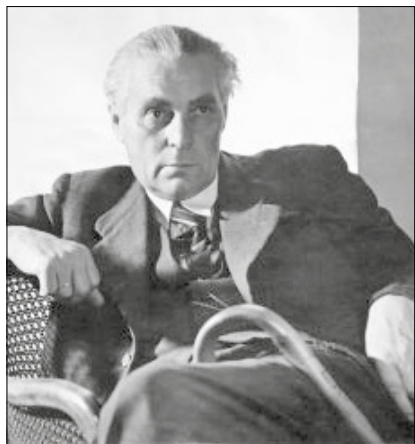
AUGSBURG – Thomas Wechs war ein bedeutender Vertreter des „Neuen Bauens“. Der Schwerpunkt seines Wirkens liegt im Bistum Augsburg. Hier hat er markante Kirchen, aber auch bedeutende Profanbauten geschaffen. Wechs starb am 21. Juli 1970, vor 50 Jahren.

Geboren wurde er 1893 in Bad Oberdorf im Allgäu. In der Familie gab es mehrere Bau- und Zimmerermeister. So absolvierte er bei seinem Vater eine Zimmermannslehre und besuchte anschließend bis 1913 die Bauschule in Augsburg. Dann begann er ein Architekturstudium an der Technischen Hochschule München, das von seinem Militärdienst im Ersten Weltkrieg unterbrochen wurde. Im Krieg wurde Wechs schwer verwundet. Diese Erfahrungen riefen sein lebenslanges Interesse an Soldatengedenkstätten hervor.

Zweckmäßiges Material

Das Studium schloss er 1921 ab. Besonderen Einfluss hatte sein Lehrer Theodor Fischer auf ihn, der sich für ein Zusammenspiel von Tradition und Fortschritt in der Baukunst einsetzte. „Durch seinen Handwerkshintergrund brachte Wechs außerdem eine Vorliebe für zweckmäßige Baumaterialien wie etwa Holz in seine künftige Arbeit ein“, hebt der Konservator der Diözese Augsburg, Michael Schmid, hervor.

Wechs gehörte zu einer internationalen Bewegung, die ab etwa 1900 mit alten Architektur-Traditionen brach, erklärt Schmid. Hatte man im 19. Jahrhundert, der Zeit des Historismus, neo-gotisch, neo-romanisch oder neo-barock gebaut,



▲ Thomas Wechs entstammte einer Familie mit Bau- und Zimmerermeistern.



▲ Die Kirche Don Bosco im Augsburger Herrenbachviertel entstand 1959/60.

so wurde nun auf allen Zierrat verzichtet. Es gab keine Zitate alter Baustile mehr, vielmehr wurden neue Baustoffe wie Beton offen verwendet, und maßgebend sollte nur die Funktionalität von Gebäuden sein. Man spricht vom „Neuen Stil“ oder „Neuen Bauen“. Aus ihm gingen nach dem Ersten Weltkrieg die Neue Sachlichkeit und das Bauhaus hervor.

Wechs war während seines Studiums Mitarbeiter des Augsburger Architekten Julius Theodor Schweighart. Dann nahm er eine Stelle bei der Reichspost München an, wo er Zweckbauten entwarf. 1923 eröffnete er sein eigenes Architekturbüro in Augsburg. Sein erster Aufsehen erregender Bau war 1928 bis 1930 der Schubert-Hof an der Rosenaustraße im Augsburger Thelottviertel. Vorgabe der Stadt war, dass möglichst viele preiswerte Wohnungen entstehen sollten, ansonsten hatte Wechs Gestaltungsfreiheit. Das völlig schmucklose Flachdachgebäude wirkte damals noch so fremd, dass

Spötter von „Beduinenarchitektur“ sprachen.

Auch Stadtplanung war Wechs ein großes Anliegen. Er sagte eine große Zunahme des Straßenverkehrs voraus und forderte, dass der Städtebau darauf mit großzügigen Umgehungsstraßen reagieren müsse. Das rief in den 1920er-Jahren in der Stadt Kopfschütteln hervor. Erst nach den Kriegszerstörungen 1944/45 wurden diese Ideen wieder aufgegriffen.



◀ Der Schubert-Hof in Augsburg wurde nach Plänen von Wechs errichtet.

Fotos: Alt

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten, die laut Wechs einen „Hass gegen das Moderne“ hatten, bekam er immer weniger Arbeit. Aufträge erteilte hauptsächlich die Kirche. Nach Einschätzung von Schmid plante Wechs jedoch nun nicht mehr so avantgardistisch. 1939 wurde er erneut zum Wehrdienst einberufen und geriet bei Kriegsende in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

Nachdem er im Juli 1945 freigelassen worden war, musste er sein Büro wieder aufbauen. Sein Haus war ausgebombt, er hatte weder Zirkel noch Zeichenmaterial. Nach schwierigen Jahren erwies sich die Berufung von Josef Freundorfer zum Augsburger Bischof für Wechs als Glücksfall. Zwischen ihnen bestand ein Vertrauensverhältnis.

Dass er seine Ideen und Bauprinzipien nun wieder klar umsetzen konnte, zeigen die Pfarrkirche Don Bosco (1959/60) im Augsburger Herrenbachviertel und das Exerzitenhaus St. Paulus (1957 bis 1969) in Leitershofen. Don Bosco ist durch eine große Stahlbeton-Kuppel sowie zwei große Türme aus Stahlbeton-Gitterwerk gekennzeichnet.

In Don Bosco, das als Teil eines Jugend- und Seelsorgezentrums konzipiert ist, hat Wechs einen modernen Kirchenraum geschaffen. Die Kirchenbänke sind im Halbkreis angeordnet. Nach den Beschlüssen des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde in der Kirche Don Bosco noch der Altar von der Wand abgerückt und ins Halbrund gestellt.

Weil Wechs fast ausschließlich in Augsburg und Schwaben tätig war, erlangte er keinen überregionalen Ruf. Kurz vor seinem Tod 1970 wurde er mit dem Bayerischen Verdienstorden und mit dem päpstlichen Sylvesterorden ausgezeichnet.

Andreas Alt

GEDENKTAG 20. JULI

Verehrte Jungfrau mit Bart

Volkshelige Wilgefortis gibt Rätsel auf – Aus kirchlichem Festkalender gestrichen

Eine Frau ans Kreuz genagelt, noch dazu eine mit Bart – kaum eine andere Gestalt fällt in Europas Kirchen so aus dem Rahmen wie die Volkshelige Wilgefortis. Wahrscheinlich deshalb wurde die fromme Frau offiziell nie heiliggesprochen.

Weil sie das Volk verehrte, nahm man sie 1584 als „Liberata“ ins römische Martyrologium auf, ins offizielle Verzeichnis der Märtyrer und anderer Heiliger. Da sich die Zweifel an ihrer Echtheit im Lauf der Jahre aber mehrten, strich sie die Kirche wieder aus dem Festkalender. Geliebt sind über 1000 literarische und ikonografische Zeugnisse, die nicht nur Kunsthistoriker vor immer neue Fragen stellen.

Golden glänzt das Gewand der Wilgefortis in Dietersheims Pfarrkirche. „Sankt Hülferin“ nannte man sie früher in dem Vorort von Bingen. Man könnte sie für einen bärtigen Jüngling halten, wenn sich unter dem faltenreichen Kleid nicht leicht die Brüste abzeichnen würden. Gleich mehrfach zielt die Gekreuzigte die Wallfahrtskirche Sankt Wilgefortis im oberbayerischen Neufahrn, wo sie als „Liberata“ firmiert.

Neufahrn war jahrhundertlang ein Zentrum der Wilgefortis-Verehrung. Holzfäller sollen eine wunder-tätige Figur der Jungfrau aus der Isar gefischt haben, wo Wilgefortis angeblich gegen den Strom schwamm. Man legte sie auf einen Ochsenwagen, um sie dort aufzustellen, wo die Tiere anhielten. So kam Neufahrn zu seiner Wallfahrtsfigur.

Weltweit zählt die Wissenschaft hunderte Darstellungen der Wilgefortis, entstanden zwischen 1350 und 1848. Sie alle zeigen eine Figur am Kreuz, deren Geschlecht oft nicht eindeutig zu definieren ist. Meist trägt sie einen Bart, manchmal auch nur angedeutet. Auffallend oft hat sie nur einen Schuh an. Der Forschung gibt das noch immer Rätsel auf. Wilgefortis verkörpere, meint man, verschiedenste Traditionen und Legenden.

So dürfte der Kult um die Volkshelige Ergebnis gesellschaftlicher Veränderungen im Hochmittelalter sein, ein Stück weiblicher Emanzipation, das sich damals niederschlug. Vermutlich im Umfeld der Beginen, eines Frauenordens, der weder Gelübde noch Klausur kannte, lebte eine Legende auf, die von



Nur die Brüste unter dem goldenen Gewand zeigen: Diese Kreuzigungsfigur in Bingen stellt nicht Christus dar, sondern Wilgefortis, die „Heilige Kümmeris“. Ihr fehlender Schuh weist auf eine Sage aus dem Mittelalter hin: Die Volkshelige soll einen vermeintlichen Schuhdieb vor der Hinrichtung bewahrt haben.



▲ Conchita Wurst ist eine Kunstfigur des Österreicher Tom Neuwirth. Wilgefortis könnte ihn inspiriert haben.

einer Königstochter erzählte, die sich mit Leib und Seele Christus verschrieben hatte. Als sie verheiratet werden sollte, bat sie Gott, dass er sie hässlich mache. Daraufhin wuchs der Jungfrau über Nacht ein langer Bart. Ihr heidnischer Vater ließ sie ans Kreuz schlagen.

Spätmittelalterliche Mystik beförderte die Popularität der Geschichte. Ein Jesusbild entwickelte sich, das im Galaterbrief wurzelte: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht

männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“ (Gal 3,28). Auch Christus selbst wurde keinem Geschlecht mehr zugeordnet, sondern als Verkörperung grenzenloser Liebe gesehen.

In die Geschichte mischten sich immer neue Erzählungen – etwa die von einem armen Spielmann, der vor der ans Kreuz geschlagenen Frau musizierte und als Dank einen ihrer goldenen Schuhe erhielt. Man verdächtigte ihn des Schuhdiebstahls und verurteilte ihn daraufhin zum Tod. Seine Unschuld konnte er nur beweisen, als ihm die Gekreuzigte auch den zweiten Schuh zuwarf.

Die Legende stammt aus dem italienischen Lucca, wo sie dazu diente, den Volto Santo zu popularisieren: ein im Hochmittelalter geschaffenes und heute weltbekanntes Holzkreuz in der Kathedrale. Es stellte den mit einer Tunika gekleideten Heiland mit langem Bart und einer Krone dar. Darstellungen der heiligen Wilgefortis wurden deshalb gern mit Nachbildungen des Volto Santo assoziiert – und umgekehrt.

Der Augsburger Hans Burgkmair (1473 bis 1531) illustrierte so Anfang des 16. Jahrhunderts die Wilgefortis-Geschichte mit der Abbildung des Volto Santo samt Spielmann. Seinem

Holzschnitt gab er den Titel „Sant Kümernus“. Er verwies damit auf die im Süden Deutschlands gängige Bezeichnung der Volksheligen als „Heilige Kümmeris“.

Bis heute streiten sich Kunstgelehrte, wen die Bilder und Statuen von Gekreuzigten mit Bart und vermeintlichen Frauenkleidern darstellen. Im 15. und 16. Jahrhundert wurde Wilgefortis jedenfalls immer bekannter. Besonders populär wurde sie schließlich im Barock, als sie es im Zug der Gegenreformation zu neuer Blüte als Trösterin der Betrübten brachte.

Ein 1696 in Wien erschienenes Buch verlegte ihr Leben an einen portugiesischen Königshof. Anders als die meisten Legenden, die nur von einer anstehenden Heirat der Königstochter erzählten, wurde ihr Vater jetzt des Inzests beschuldigt. Nach dem Tod seiner Gattin habe er die Tochter „viel tausendmal mit unabgewendeten Augen“ betrachtet und angefangen, „mit Liebkosen, freundlichen Worten, holdseligen Gebärden“ um sie zu werben.

Der aufkommende Inzest wurde öffentlich thematisiert. „Soll es wohl sein können, daß derjenige, der mich erzeuget, mich zu heyrathen verlangt?“, fragte sich die keusche Jungfrau. „O Schand! O Gefahr! Wo soll ich mich hinwenden?“. In ihrer Not ließ Gott ihr einen Bart über Kinn und Wangen wachsen, so dass sie „einem wilden Waldbruder und keinem Weibsbild gleich sah“.

Zweifel an der Echtheit

Mit der Aufklärung verschwanden die Statuen und Bilder der Wilgefortis aus den Kirchen – auch weil Zweifel an der Echtheit der Volksheligen aufkamen. Schließlich geriet die „Heilige Kümmeris“ ganz in Vergessenheit – bis sie in den vergangenen Jahren von Homosexuellen-Aktivistinnen wiederentdeckt wurde. Sie wollen in ihr eine gekreuzigte Gottesmutter oder gar einen vermeintlich schwulen Christus sehen.

Auch den österreichischen Travestie-Künstler Tom Neuwirth könnte Wilgefortis inspiriert haben: Unter dem Namen Conchita Wurst gewann er als Diva mit Vollbart 2014 den Eurovision Song Contest. „Die Welt“, erklärte er in einem Interview seine Popularität, „reagiert auf eine Frau mit Haaren im Gesicht.“

Günter Schenk

Ein Patron im Tagebaugebiet

Kaiserlicher Sänger mit Herz: Auf den Spuren des heiligen Arnold von Arnoldsweiler

Stolz und erhaben steigt der Backsteinturm der Kirche Sankt Arnold aus der Ortsmitte von Arnoldsweiler. Bereits aus der Ferne setzt er eine Landmarke, während im Hintergrund der Braunkohletagebau wie eine Großwunde klafft. Im Schatten des großen Kirchbaus liegt ein kleinerer und älterer, der es hinter seiner Bruchsteinfassade buchstäblich in sich hat: die Arnolduskapelle, auch Klein Sankt Arnold genannt, die ursprüngliche Pfarrkirche.

Man betritt ein sakrales Juwel, eines der schönsten im Rheinland – mit dem Grab des heiligen Arnold, der um 843 verstorben sein soll. Den Schlüssel zum Kirchlein hat die 60-jährige Schwester Theresia Margareta. Sie wohnt nahebei in einer Vierer-Gemeinschaft der Armen-Schwester vom heiligen Franziskus im ehemaligen Pfarrhaus.

Wenige Lebensplitter

Über den heiligen Arnold haben Geschichte und Sage nur wenige Lebensplitter zusammengetragen. Er stammte aus schlichten Verhältnissen und schaffte es als Sänger und Harfenspieler an den Hof Kaiser Karls des Großen. Doch entfremdete er sich nicht vom einfachen Volk. Sein Herz schlug für die Notleidenden, für die er sich bei seinem legendären Ritt um den Bürgewald einsetzte, den wegen des Widerstands gegen den Braunkohletagebau bekannten Hambacher Forst.

Arnold erbat vom Kaiser, so viel Forstland nutzen zu dürfen, wie er während eines Gastmahls im Dorf Genetsweiler – dem späteren Arnoldsweiler – umreiten könne. Der Herrscher willigte ein. Arnolds Pferd flog regelrecht davon und der Sänger schaffte es tatsächlich um ein riesiges Waldgebiet – der damalige Bürgewald war erheblich größer als der durch den Tagebau und durch Abholzungen beträchtlich geschrumpfte Hambacher Forst.

Unterwegs hatte Arnold mit dem Schwert Markierungen in die Bäume gekerbt, um seinen Anspruch auf das Land kenntlich zu machen. Die ärmlichen Gemeinden des Umlands konnten das Waldgebiet fortan nutzen, um das für sie so wichtige Brennmaterial zu schlagen. „Die Bewohner der nutznießenden Ortschaften sind dafür verpflichtet, anstelle der sonst gebräuchlichen Abgaben an den Inhaber der Forsthoheit Kerzen für den Altar Arnolds



▲ Das Fresko in der Arnolduskapelle zeigt den heiligen Arnold als Harfenspieler. Sein Hochgrab mit der lebensgroßen Sandsteindarstellung (rechts) stammt aus dem 15. Jahrhundert.



Fotos: Drouve

zu liefern“, schreibt Ruth Schlotterhose in ihrem Kirchenführer. Vom Wachsins ist die Rede.

Das Volk machte Arnold zum Heiligen. Seine letzte Ruhe fand er in der Arnolduskapelle. Ob der später vielfach beschädigte und veränderte Sakralbau von ihm selbst begründet wurde, ist ungewiss. Seither sind weit über 1000 Jahre vergangen. Arnolds traditioneller Gedenktag ist der 18. Juli, zu dem die Arnoldus-Oktav ansteht, in diesem Jahr wegen Corona allerdings sehr eingeschränkt.

Die Vorhalle und die Gedächtniskapelle von Klein Sankt Arnold

bescheren erste Überraschungen: mit eindringlichen Fresken des Malers Peter Hecker (1884 bis 1971), darunter ein Sensenmann hoch zu Ross und Christus, der sich symbolisch der Weltkriegsopfer annimmt. Daneben steht: „Wir bitten: Nimm auf, o Herr, die toten Krieger und des ganzen Krieges Opfer in deinen Frieden.“ Hecker hatte 1913 die Kirche schon einmal mit Fresken geschmückt. Bei der Wiederherstellung nach dem Zweiten Weltkrieg trat er aufs Neue in Aktion.

Hinter einem Bogendurchgang und der Taufkapelle öffnet sich das Herzstück: die eigentliche Ar-

nolduskapelle, der Höhepunkt für Wallfahrer und Besucher. Der Boden ist symmetrisch blaugrau-hell gemustert, über die Gewölbe zieht sich Heckers farbige Freskenpracht. Unter den Motiven findet sich Arnold mit der Harfe in Händen, wie ihn auch das Ortswappen zeigt. Im Gewölbe über dem spätgotischen Steinsarkophag, der den Reliquien-schrein enthält, musizieren Engel in einem türkisfarbenen Sternenhimmel. Die Liegendfigur auf dem Hochgrab zeigt den bärtigen Heiligen in höfischer Tracht.

Faszinierende Kapelle

Obleich sie schon unzählige Male hier gewesen ist, kann sich auch Schwester Theresia Margareta der Faszination der Kapelle und ihrer Raumwirkung nicht entziehen. „Es gibt nichts Schöneres, als in diesem Heiligtum Dienst zu tun“, sagt sie. Knapp vier Jahrzehnte sind vergangen, seit sie nach einer hauswirtschaftlichen Lehre in den Orden eintrat: weil „ich mich dazu berufen fühlte und eine starke Sehnsucht spürte, diesen Weg in der Nachfolge Jesu zu gehen“.

Den heiligen Arnold bewundert die Schwester für „die Vehemenz“, mit der er sich für die Armen einsetzte. Zudem sei er Patron „für eine gute Sterbestunde“, setzt sie hinzu und händigt zum Abschied ein Gebetskärtchen aus: „Allmächtiger und barmherziger Gott, du hast dem heiligen Arnold die Gnade geschenkt, dein Lob zu singen und in den Armen Christus zu erkennen und zu verehren. Mach uns auf seine Fürbitte treu im Glauben und beharrlich in der Liebe, damit wir an der Herrlichkeit Anteil erhalten, die er erlangt hat.“ *Andreas Drouve*



▲ Die Arnolduskapelle ist von farbigen Fresken aus dem 20. Jahrhundert überspannt.

46 „Meine Frage ist so komplex und bedürfte einer eingehenden Betrachtung. Das würde den Rahmen der Sendung sprengen“, sagte ich. „Dann sind Sie bei uns fehl am Platz. Leider müssen wir die Leitung jetzt frei machen, damit andere Anrufer durchkommen. Schönen Abend noch!“ Aufgelegt! Da stand ich nun wie mit kaltem Wasser übergossen.

Tief enttäuscht begab ich mich zu meinem Mann. Nun war ich heilfroh, dass er im Hause war. Mit ihm ließ sich nämlich alles so schön sachlich beleuchten. Nachdem ich ihm geschildert hatte, wie das Gespräch verlaufen war, empfahl er: „Du solltest auf gar keinen Fall aufgeben! Diese Psychologin ist dir nicht umsonst im Radio begegnet. Ich bin überzeugt davon, dass sie dir helfen kann.“

„Aber wie soll ich an sie rankommen?“ „Du musst halt am Ball bleiben.“ „Leichter gesagt als getan. Hast du einen Vorschlag für mich?“ Nach kurzem Nachdenken erklärte er, in der Redaktion gäbe es gewiss mehr als nur eine Mitarbeiterin. Er empfahl mir, jeden Samstag zur bewussten Zeit dort anzurufen, bis ich auf eine Person träfe, die genug Herz und Mitgefühl zeigen würde, um mir weiterzuhelfen.

Das baute mich wieder auf. Doch die beiden folgenden Samstage, den vor Weihnachten und den vor Silvester, ließ ich aus. Mit den Festvorbereitungen und dem Haus voller Gäste hatte ich so viel zu tun, dass ich kaum zum Nachdenken, geschweige denn zu einem Anruf kam. Am ersten Samstag im neuen Jahr erreichte ich im Sender eine Person, die mich sofort abwimmelte. Eine Woche später geriet ich wieder an die Dame vom ersten Mal und legte gleich auf. Am dritten Samstag hatte ich Glück.

Nicht nur, dass diese Mitarbeiterin Verständnis für mich zeigte, mir fiel auch ganz spontan die richtige Begründung ein, warum ich unbedingt mit Frau Peters sprechen müsse: „Es geht um Leben und Tod.“ Darauf erwiderte die Frau am anderen Ende der Leitung: „Verlieren Sie nicht den Mut. Nach der Sendung werde ich Frau Peters von Ihnen erzählen, ihr Ihre Telefonnummer geben und sie bitten, Sie zurückzurufen. Versprechen kann ich aber nichts.“

Ich dankte ihr herzlich und bat darum, dass ein Rückruf nicht vor acht stattfinden möge, „damit meine Schwiegermutter davon nichts mitbekommt.“ Da lachte die Frau vom Sender: „Aha, die scheint also das Problem zu sein. Deshalb versuche ich mein Bestes.“ Nach diesem Gespräch fühlte ich mich schon wesentlich wohler.

Es vergingen einige Tage, dann war die Radio-Psychologin tatsäch-



Zufällig hört Marianne im Radio eine Lebenshilfesendung, bei der Zuhörer anrufen und sich Rat holen können. Sie fasst den Entschluss, dort anzurufen und mit der Psychologin über ihre Sorgen und Probleme zu sprechen. Allerdings will sie dies nicht in aller Öffentlichkeit tun. Sie hofft auf ein vertrauliches Gespräch unter vier Augen. Doch wie soll sie das anstellen?

lich am Apparat. Ich schilderte ihr kurz meine Ängste und Depressionen. Daraufhin bot sie an, dass wir uns zeitnah treffen und alles in Ruhe besprechen sollten.

Vier Wochen später fuhr ich mit unserem Auto nach Innsbruck. Je näher ich meinem Ziel kam, desto aufgeregter wurde ich. Im vereinbarten Café stand vor mir eine gepflegte Erscheinung, die um die 60 sein mochte. Ich selbst war zu der Zeit 33. In einer Ecke, geschützt vor fremden Ohren, ließen wir uns nieder. Nach einigen Höflichkeitsfloskeln kam ich zur Sache. Mit hochroten Wangen schilderte ich ihr, unter welchen Anfeindungen vonseiten der Schwiegermutter ich seit Beginn meiner Ehe zu leiden hatte.

Als ich von dem Fluch berichtete, zeigte sich Frau Peters wirklich erschrocken, unterbrach mich aber mit keinem Wort. Erst als ich eine Atempause einlegte, warf sie ein: „Das ist ja ungeheuerlich! Kein Wunder, dass Sie seit diesem Fluch von Ängsten verfolgt werden und unter Depressionen leiden. Mit dieser Verwünschung offenbart sie Ihnen gegenüber eine tiefe Abneigung. Aber eins gleich vorweg: Sie brauchen keine Angst zu haben, dass sich dieser Fluch erfüllt. Eine solche Macht besitzt diese Frau nicht. Eine solche Macht besitzt kein Mensch.“

Wie gern hätte ich diesen Worten geglaubt, ich konnte es jedoch nicht. Die Angst saß zu tief. Die will mich nur beruhigen, dachte ich. Was Frau Peters aber danach sagte, machte mir Mut und hob schon ein bisschen mein Selbstwertgefühl. Sie erklärte,

nach dem wenigen, das sie bisher über diesen Fall gehört hatte, könne sie schon behaupten, dass dieses feindselige Verhalten meiner Schwiegermutter nicht speziell meiner Person gelte. Sie meinte, egal wer die Schwiegertochter geworden wäre, Zenta hätte sich gegenüber jeder Frau ebenso feindselig verhalten wie bei mir, nach dem Motto: „Du sollst keine andere Frau neben mir haben!“

Für einen Moment war ich sprachlos. In plötzlicher Erkenntnis antwortete ich: „Das muss es sein.“ „Davon bin ich überzeugt. Es gilt nun, herauszufinden, warum sie so ist. Das lässt sich allerdings nicht innerhalb von zwei Stunden klären. In der Kürze lassen sich auch Ihre letzten 13 Lebensjahre nicht aufarbeiten. Sie brauchen dringend professionelle Hilfe.“

Frau Peters gab mir den Rat, mich an eine Psychologin in meiner Nähe zu wenden, die mit mir Punkt für Punkt alles aufarbeite. Es würden viele Sitzungen nötig sein, damit aus mir wieder ein lebensfroher Mensch werde. Beim Abschied bedankte ich mich herzlich, und sie gab mir ihre Privatnummer, wobei sie versicherte, dass ich sie jederzeit anrufen könne, auch wenn ich eine Psychologin gefunden hätte.

Tief beeindruckt und sehr erleichtert trat ich meine Heimreise an. Nun blieb mir die Aufgabe, mich nach einer Therapeutin umzusehen. Interessiert blätterte ich in den Gelben Seiten. Es war aber nichts dabei, das mich so richtig ansprach. Einen Internet-Anschluss gab es bei uns damals noch nicht, sonst hätte ich

mich sicher dort schlau gemacht. Wenig später kam mir ein Zufall zu Hilfe. Oder war es abermals Fügung?

In der nächstgelegenen Stadt wurde ein Computerkurs angeboten. Nicht dass ich vorhatte, mir in absehbarer Zeit einen PC zuzulegen – zunächst war es reine Neugier, die mich dorthin führte. Gleichzeitig dachte ich, es könne nicht schaden, wenn ich etwas Zusätzliches lerne, nicht ahnend, wie wichtig der Computer in vielerlei Hinsicht noch für mich werden sollte. Gewiss würde mich das Seminar auch ein wenig von meinen Problemen ablenken.

In dem Kurs waren wir zwölf Frauen, alle etwa in meinem Alter. Die einen erhofften sich durch den Lehrgang eine bessere Qualifizierung für ihren Job, andere waren Hausfrauen wie ich, die für einige Stunden dem Alltag entfliehen wollten. In der Pause trat ich zu einer Gruppe von drei Frauen, die anscheinend ihre Erfahrungen mit Psychologinnen austauschten. Da spitzte ich die Ohren. Anschließend ließ ich mir eine Telefonnummer geben.

Die Frau, zu der die Nummer gehörte, war genau die Richtige für mich, wie sich bald herausstellen sollte. In vielen Sitzungen breitete ich mein ganzes Leben vor ihr aus, jeden Monat einmal weilte ich für eine Stunde bei ihr. Diese Stunden bezahlte ich aus eigener Tasche. Damals wusste ich noch nicht, dass mir mein Hausarzt nur eine Überweisung hätte schreiben müssen mit der Diagnose, dass ich unter Depressionen leide und suizidgefährdet sei. Aber ich bereue nichts. Jeder Schilling, den ich in die Therapie investierte, hat sich gelohnt. Ich wurde tatsächlich wieder ein freier, fröhlicher Mensch.

Heutzutage erinnere ich mich natürlich nicht mehr an jede Einzelheit, die ich mit Frau Anders besprach. Ihre wichtigsten Ratschläge habe ich jedoch unauslöschlich verinnerlicht. Nachdem ich ihr das Verhalten meiner Schwiegermutter geschildert hatte, umschrieb sie Zentas Verhältnis zu Paul mit exakt den gleichen Worten wie Frau Peters: Zenta verhielt sich ihrem Sohn gegenüber nach dem Motto „Du sollst keine andere Frau neben mir haben!“ Es überraschte mich sehr, dass die Psychologin genau die Worte benutzte, die auch Frau Peters verwendet hatte.

► Fortsetzung folgt

Der Fluch der Altbäuerin
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus
GmbH & Co. KG
ISBN:
978-3-475-54804-8





▲ Einfache Eigenkreation: Fast jeder Tee lässt sich in Eistee verwandeln. Foto: gem

Sommerliche Erfrischung

Eistee schmeckt lecker und ist einfach selbst gemacht

Bei Hitze ist meist Wasser das Getränk der Wahl. Zwei bis drei Liter Trinkmenge pro Tag wird empfohlen. Doch bei dieser Menge kann Wasser schnell langweilig werden. Für Abwechslung sorgt ein selbst gemachter Eistee.

Dafür einfach einen Tee der Wahl kochen, kalt werden lassen oder mit Eis rasch herunterkühlen und dann mit Zutaten nach eigenem Gusto aufpeppen – fertig ist die erfrischende Alternative zu industriell hergestellten Eistees.

Bei diesen monierte die Zeitschrift „Ökotest“ immer wieder „Zu viel Zucker, künstliche Süßstoffe, kaum Fruchtanteile und stattdessen Aromen aus dem Labor“. Hände weg, rät daher auch die Deutsche Gesellschaft für Ernährung in Bonn – zu hoch ist das Risiko für Übergewicht und die Entstehung von Karies.

Mit Obst und Kräutern

Also lieber eine Eigenkreation versuchen: Fast alle Tees lassen sich in Eistee verwandeln. Sie vertragen sich prima mit klein geschnittenem Obst wie Erdbeeren, Nektarinen, Litschis oder Zitronen, und auch mit frischen Kräutern wie Minze oder Rosmarin. Teehändler Alexander Poetsch aus Nürnberg rät allerdings zu Teesorten ohne Hibiskus.

„Früchtetees auf der Basis von Äpfeln oder Birnen eignen sich besser, diese Sorten bittern nicht nach“, sagt Poetsch. Sein Tipp: Früchtetees ohne Hibiskusblüten, aromatisierte Grün-, Schwarz- oder Rooibostees sowie minzehaltige Teemischungen. „Aromatisierte

Teesorten bringen mitunter schon eine Grundsüße mit und benötigen deshalb kaum bis gar keine Zusätze“, sagt Poetsch.

Erfolgreiche Idee

Der klassische Eistee ist übrigens ein Schwarztee, der mit Zucker oder verschiedenen Sorten Fruchtsirup abgeschmeckt wird. Populär machte die Idee, eisgekühlten Tee zu servieren, der britische Plantagenbesitzer Richard Blechynden.

Blechynden hatte 1904 als Leiter des „East India Pavillon“ auf der Weltausstellung im amerikanischen St. Louis den Auftrag, die Amerikaner für indischen Tee zu begeistern. Das schwül-heiße Klima in den US-Südstaaten war nicht unbedingt dazu angetan, heiße Getränke zu verkosten. So kühlte der findige Kaufmann den heißen Schwarztee einfach herunter und der „Iced Tea“ war geboren.

Und wie wird der Tee am besten gekühlt? Wer sich wenig Arbeit machen möchte, kocht eine Kanne Tee, lässt sie erkalten und stellt den Tee in den Kühlschrank oder gibt einige Eiswürfel ins Glas. Damit der Tee durch das Eiswürfelwasser nicht zu dünn wird, sollte der Tee in höherer Konzentration zubereitet werden, je nach Vorliebe zwei- oder dreimal so stark wie üblich.

Alternativ wird eine Kanne mit vielen Eiswürfeln gefüllt. In diese wird der heiße, frisch zubereitete Tee gegossen. So kühlt der Tee schnell ab. Die so genannte „Schockkühlung“ sorgt dafür, dass die leuchtende Farbe und das frische Aroma des Tees bestehen bleiben.

Katja Wallrafen

Schneller, einfacher Blechkuchen

Zutaten für den Teig:

1 Becher (200g) Schlagsahne
4 Eier
2 Becher Mehl (Sahnebecher)
1 TL Backpulver
1 Becher Zucker (Sahnebecher)
1 Vanillezucker
1 Pr. Salz

Zutaten für den Belag:

150g Zucker
4 El Milch
2 El Zitronensaft
125g flüssige Butter
1 Pr. Salz
100g Mandelstifte
nach Belieben Zimt



Zubereitung:

Den Backofen auf 200 °C Grad vorheizen.

Für den Teig zuerst die Sahne gut mit den Eiern verquirlen. Mehl und Backpulver unterrühren. Anschließend Zucker, Salz und Vanillezucker zugeben und verrühren. Den fertigen Teig auf ein Blech streichen und etwa 20 bis 25 Minuten bei 180 °C backen. Für den Belag Zucker, Milch, Zitronensaft, Salz, Zimt und flüssige Butter gut verrühren. Die Masse auf den vorgebackenen Kuchen streichen, Mandelstifte darüber verteilen und den Kuchen weitere 10 Minuten backen.

Den fertigen Kuchen erkalten lassen und in Quadrate schneiden.

*Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Rosina Spengler, 86868 Mittelneufnach*

Mitmachen und einschicken:

Sie erhalten 15 Euro für Ihr abgedrucktes Rezept. Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Kochredaktion, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg.

Das Sonntagsrezept

Dahlien nicht am Abend gießen

Schnecken haben eine Lieblingsspeise: Dahlien. Gärtnerin Svenja Schwedtke rät deshalb: „Wählen Sie für Dahlien gut kontrollierbare, sonnige Pflanzstellen und meiden Sie die Nähe von Hecken und Boden-deckern.“ Außerdem sollten Gartenbesitzer den Boden um Dahlien nicht mit Rasenschnitt mulchen. Und sie nicht am Abend mit Wasser versorgen. Beides lieben Schnecken ebenfalls – was sie umso eher zu den Dahlien lockt. Daher sollte man Dahlien besser am Morgen gießen, erklärt Schwedtke – und zwar idealerweise direkt an die Erdoberfläche, unter der die Knolle liegt. dpa



▲ Dahlien sind bei Schnecken beliebt.

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Aktion: Für das Leben e. V., München. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Massenhaftes Fichtensterben

Anhaltende Trockenheit und Borkenkäfer setzen dem „Preußenbaum“ stark zu

Um 1800 holten die Preußen die Fichte aus den Alpen herunter, um ganze abgeholzte Regionen wiederaufzuforsten. 200 Jahre lang funktionierte das prima – doch nun verlangt der Klimawandel neue Lösungen.

Der deutsche Wald leidet. Wanderer und Spaziergänger staunen über braune Hügelketten und riesige kahlgeschlagene Brachen. Flachwurzler wie die Fichten sterben in diesen trockenen Jahren massenhaft ab, entkräftet vom Wassermangel und wehrlos erledigt vom Borkenkäfer. Die Käfer haben immer leichteres Spiel, weil durch den Trockenstress die natürliche Abwehr der Bäume gegen den Eindringling – die Harzproduktion – lahmgelegt ist.

Dazu kommen zunehmend Winterstürme, die das Holz brechen und dem vermehrungswütigen Käfer Einfallstore für Brutstätten und attraktive offene Waldländer liefern. Borkenkäfer lieben gleichförmige Reinbestände. Sie finden die Schwachstellen – mit tödlicher Sicherheit. Und so gibt es zuletzt eben Abermilliarden Larven – und immer weniger gesunde Fichten.

Dabei ist die Fichte (*Picea abies*) in Mitteleuropa der Brotbaum der Forstwirtschaft. Zumeist steht sie heute in künstlich geschaffenen Reinbeständen. Das war nicht immer so, berichtet Wolfgang Schumacher, Professor für Geobotanik und Naturschutz an der Universität Bonn sowie langjähriger Vizepräsident der NRW-Stiftung und Vorstand der Stiftung Rheinische Kulturlandschaft.

Doch um 1800 war der Waldbestand in vielen Regionen Deutschlands radikal zerlegt, für die beginnende Industrialisierung, zur Gewinnung von Holzkohle und auch von Weide- und Ackerflächen geplündert. Selbst in Mittelgebirgen gab es teils nur noch zehn Prozent Waldfläche.

Die Preußen, die nach dem Wiener Kongress unter anderem die Rheinlande und Westfalen übernahmen, experimentierten zur Wiederaufforstung zunächst mit der Ansiedlung von Kiefern, erzählt Schumacher. Doch die Fichte, heimisch in den Alpen oder hohen Mittelgebirgen wie dem Harz oder den Vogesen, machte es besser. Ihre Vorteile: gerader Wuchs, sehr schnelles Wachstum und geringe Ansprüche – nur kühl und nicht zu trocken muss es sein.



▲ Der Wald leidet. Insbesondere die Fichten können dem Klimawandel wenig entgegensetzen. Deshalb braucht es in der Forstwirtschaft dringend ein Umsteuern – hin zu anpassungsfähigeren Baumarten. Foto: KNA

Aber nicht bei allen Landwirten kamen der „Preußenbaum“ und seine Förderung in Teilen von Eifel, Rhein- und Sauerland zunächst besonders gut an, berichtet Schumacher: „Schließlich ging den Bauern mit der Aufforstung auch Weideland verloren.“ Es gibt sogar Berichte über Sabotage, wonach Fichtensamen abgeklaut, im Backofen erhitzt und danach wieder ausgebracht wurden. Keimen konnten sie so nicht mehr.

Ein Erfolgsmodell

Doch das Projekt „Preußenbaum“ wurde ein Erfolg. So sehr, dass es sich selbst perpetuierte. Eigentlich war der Plan, dass die Aufforstung mit der ortsfremden Fichte nur die erste Phase darstellen sollte. Danach sollten wieder die langsamer wachsenden Buchen und Eichen zum Zuge kommen. Doch wer reine Fichtenwälder ernten konnte, dem ging es – bis vor vier bis fünf Jahren – wirtschaftlich viel zu gut, um auf (kompliziertere) Mischwälder zu setzen. Bauholz, Verpackungsholz, OSB- und Spanplatten, Papier und Zellstoff, Möbel, Brennholz und Pellets: überall Fichte, Fichte, Fichte.

Für die heimische Flora und Fauna ist diese Monokultur auch aus einem anderen Grund schlecht: Nadelnutzwald, der etwa in Eifel und Sauerland bis zu 70 Prozent ausmacht, ist viel düsterer als lichter Laubwald. Der Lebensraum hat sich dadurch verändert.

Und nun also die große Fichten-Katastrophe. Knallende Sonne und scharfer Wind – im Flachland und in Südlagen „Gift“ für die Fichte aus dem kühl-feuchten Gebirgsklima. Erkennt man Krankheits-symptome, ist es schon zu spät. Wenn sich die Nadeln rotbraun färben und abfallen, sind die Borkenkäfer längst wieder ausgeflogen.

Wald bedeckt heute wieder mehr als elf Millionen Hektar Fläche und damit ziemlich genau ein Drittel Deutschlands – und davon wiederum sind ein knappes Drittel Fichtenbestände (drei Millionen Hektar). Die Holzindustrie macht landesweit rund 15 Milliarden Euro Jahresumsatz. Doch im Klimawandel muss sich der alte Holzmichel neu aufstellen.

„Die Preise für Fichtenholz sind im Keller“, weiß der Agrarwissenschaftler Schumacher – das regeln Angebot und Nachfrage. Was also

sollen die Besitzer noch gesunder Fichtenbestände tun: kein Risiko eingehen, fällen und den Markt weiter fluten – oder auf bessere Zeiten hoffen?

Buche, Eiche, Douglasie

Auf jeden Fall braucht es dringend ein Umsteuern: hin zu Buche und Traubeneiche, aber auch zur anpassungsfähigeren Douglasie aus Nordamerika. Am besten, meint der Geobotaniker Schumacher, wären „klimastabile Mischwälder“. Aber die seien deutlich anstrengender zu bewirtschaften und der Umbau für Privateigentümer ohne staatliche Fördergelder teils kaum zu bewerkstelligen.

Erleben wir also gerade das Ende des „Preußenbaums“? Nicht flächendeckend, prognostiziert Wolfgang Schumacher. In ihren angestammten Lebensräumen werde die Fichte weiterleben, ebenso „über 600 bis 700 Meter in den Mittelgebirgen“. In Hochgebirgen und Steillagen wird sie auch dringend gebraucht, schützt sie doch die besiedelten Täler vor Lawinen und Steinschlag.

Alexander Brüggemann

Gläser, die die Welt bedeuten

WHO: 950 Millionen Menschen bräuchten eine Brille, können sich aber keine leisten

Brille oder Kontaktlinsen tragen und scharf sehen: für die einen selbstverständlich, für die anderen ein unerreichbares Ziel. Der Verein „EinDollarBrille“ stellt Brillen für die Ärmsten her – und verändert auf diese Weise Leben.

Um die Welt zu retten, braucht es manchmal weder Cape noch Superkraft. Etwas Draht und zwei Kunststoffgläser können bereits einen gewaltigen Unterschied machen im kleinen Kosmos eines Individuums. Mit diesen beiden Komponenten stellt der Verein „EinDollarBrille“ Sehhilfen für Menschen in Entwicklungsländern her, die sich keine Brille leisten können. Die Materialkosten: knapp ein US-Dollar.

Eine Sehschwäche kann für Menschen weitreichende Konsequenzen haben. „Eine Näherin, die ihren Faden nicht mehr in die Nadel einfädeln kann, kann diese Arbeit nicht mehr machen“, erläutert Claudia Wittwer, ehrenamtliche Pressesprecherin beim Verein „EinDollarBrille“. „In Malawi sitzen in einer Schulklasse teilweise 100 Kinder oder mehr, das Unterrichtsmedium ist die Tafel. Wer nichts ablesen kann, fällt zurück und hat weniger Perspektiven.“

Obwohl gutes Sehen also essenziell ist für das Überleben und die Zukunft von Menschen, spielt das Thema in vielen Entwicklungsländern keine große Rolle. Dabei könne schlechtes Augenlicht sogar die Existenz von Menschen bedrohen, betont Wittwer. Zahlen der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zufolge brauchen circa 950 Millionen Menschen eine Brille, können sich diese aber nicht leisten.

Seit 2012 ist der Verein aktiv und inzwischen in acht Ländern ver-



▲ Wer nicht lesen kann, was an der Tafel steht, fällt in der Schule zurück und hat schlechtere Zukunftsperspektiven. Eine Brille kann Leben verändern.

treten, darunter Burkina Faso und Malawi in Afrika, aber auch Bolivien und Brasilien in Lateinamerika. Auch im Bundesstaat Odisha in Indien gibt es die Brillen. Bis Ende vergangenen Jahres konnte das Projekt rund 256 000 Menschen mit einer Sehhilfe ausstatten.

Umfassende Versorgung

Die Idee stammt von Martin Aufmuth, dem Vereinsgründer. Zwei Jahre lang tüftelte er im eigenen Keller, entwickelte sein Konzept und experimentierte mit Materialien. Schnell war ihm klar: Es braucht mehr als nur günstige Brillen. Sein Ziel: eine umfassende augenoptische Grundversorgung für Menschen in Entwicklungsländern – vom Sehtest über lokale Herstellung von Brillen bis hin zu Ersatzteilen und Reparatordiensten.

Aber wie erklärt sich der niedrige Preis? Kosten neue Brillengläser hierzulande doch gut und gerne einmal Hunderte Euro beim Optiker. Das Material der Ein-Dollar-Brillen sei hingegen relativ günstig, sagt Wittwer. Draht und einfache Kunststoffgläser, die ein befreundeter Hersteller in China produziert, keine Marketingkosten – ein simples Produkt, das seinen Zweck erfüllt.

Dennoch sind die Brillen der Organisation auf die Verhältnisse in Entwicklungsländern angepasst: bruch- und kratzfeste Kunststoffgläser, flexible Gestelle – die Ein-Dollar-Brille ist für „raue Bedingungen“ ausgelegt, sagt Wittwer.

„Trotzdem ist auch die Optik der Brillen nicht unwichtig. Auch in armen Ländern wollen Menschen hübsch aussehen“, erklärt die Pressesprecherin des Vereins. Deswegen lassen sich die Sehhilfen auch mit

farbigen Perlen verzieren. Das helfe zusätzlich gegen die immer noch häufige Stigmatisierung von Brillenträgern, sagt Wittwer.

Beratung und Verkauf der Brillen finden in den acht Projektländern in größeren Städten mit viel Laufkundschaft statt. Dort gibt es Brillen mit Gläsern für weit- und kurzsichtige Menschen, aber auch Sonnenbrillen.

Arbeitsplätze geschaffen

Hergestellt werden die Sehhilfen vor Ort in den Entwicklungsländern. Die Brillengestelle entstehen mit Hilfe einer einfachen Biegemaschine. Diese braucht keinen Strom und lässt sich somit auch in ärmeren und ländlichen Regionen einsetzen. Rund 220 Arbeitsplätze hat das Projekt so geschaffen.

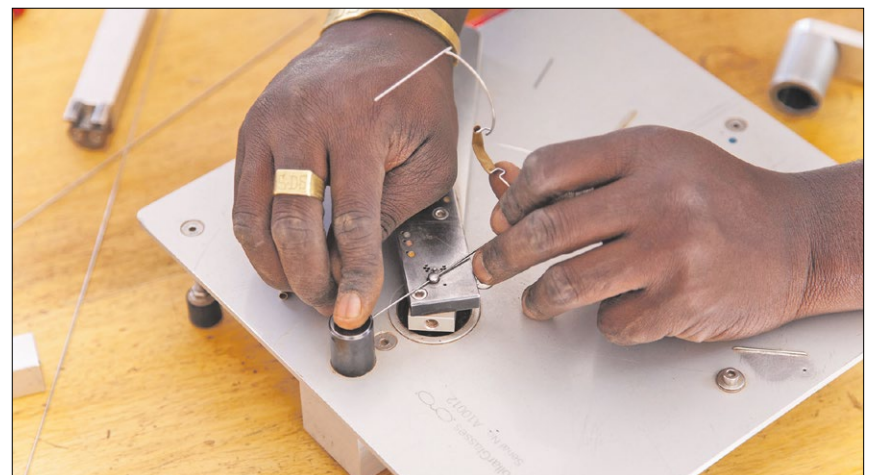
„Der Mangel an augenoptischer Grundversorgung in Entwicklungsländern liegt auch daran, dass es wenig Fachkräfte gibt“, sagt Wittwer. „Das gehen wir mit einer einjährigen, abgespeckten Optikerausbildung an. Damit wollen wir zumindest dazu beitragen, die bestehende Lücke langfristig zu füllen.“

Dass das Konzept der Ein-Dollar-Brille Erfolg hat, überrascht Wittwer nicht. Seit der Gründung ist die Organisation stark gewachsen. Die Nachricht von den Brillen für die Armen verbreitet sich durch Multiplikatoren und Partner vor Ort. Die ausgebildeten Fachkräfte bilden wiederum selbst aus.

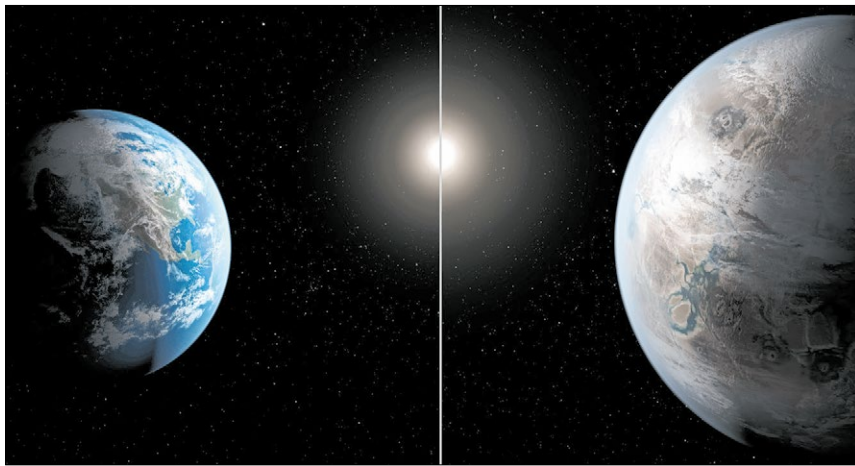
Das Anliegen des Vereins „EinDollarBrille“ sei eben sofort verständlich, meint Wittwer. Man müsse sich nur fragen: Wie würde ich selbst leben und arbeiten, wenn ich als Fehlsichtiger keinen Zugang zu einer Brille hätte? *Lisa Konstantinidis*



▲ Der Verein setzt sich auch dafür ein, die augenoptische Grundversorgung in Entwicklungsländern zu verbessern. Foto: Antje Christ



▲ Die Brillengestelle entstehen mit Hilfe einer einfachen Biegemaschine. Rund 220 Arbeitsplätze hat das Projekt so geschaffen. Fotos (2): EinDollarBrille e.V.



▲ Diese künstlerische Darstellung vergleicht die Größe der Erde (links) mit der des Exoplaneten „Kepler-452b“ Foto: gem

Vor 5 Jahren

Eine „zweite Erde“ im All?

Exoplanet „Kepler-452b“ ließ Astronomen träumen

„Lachhaft zu sagen, außerhalb des Himmels sei nichts. Es gibt nicht eine einzige Welt, eine einzige Erde, eine einzige Sonne, sondern so viele Welten, wie wir leuchtende Funken über uns sehen.“ Was der Philosoph Giordano Bruno bereits um 1585 postulierte, bestätigte die Nasa am 23. Juli 2015: Mit „Kepler-452b“ sei erstmals eine potentielle „zweite Erde“ außerhalb des Sonnensystems gefunden worden.

Die Suche nach sogenannten Exoplaneten zählt heute zu den spektakulärsten Forschungsfeldern der Astronomie. 1995 gelang es Genfer Astronomen erstmals, einen extrasolaren Planeten als Begleiter des Sterns Pegasus 51 nachzuweisen. 2019 wurde das mit dem Physiknobelpreis gewürdigt.

Meistens registrieren die Forscher die minimale periodische Verdunkelung des Sternenlichts beim Vorbeizug des Exoplaneten oder sie messen das winzige „Ruckeln“, das die Masse des Exoplaneten in der Bahn des Sterns bewirkt. Anfangs wurden damit vor allem Gas- und Gesteinsplaneten mit extrem sonnennahen Umlaufbahnen entdeckt. Erdähnliche Planeten fielen lange durchs Raster.

Doch dank des Nasa-Satellitenteleskops „Kepler“ und der „Trappist“-Teleskope in Chile und Marokko wurden die aufgespürten Exoplaneten immer kleiner. Immer öfter lagen sie weit genug entfernt vom Stern in der „habitablen Zone“ mit moderaten Temperaturen und der Chance auf flüssiges Wasser.

Insbesondere traf dies für „Kepler-452b“ zu. Mit vermutlich 1,6-fachem Erddurchmesser umkreist er in 385

Erdentagen einen überraschend sonnenähnlichen Stern. Der ist 1,5 Milliarden Jahre älter als unser Zentralgestirn und strahlt etwas heller. Das ganze System liegt in 1400 Lichtjahren Entfernung.

Bald wurden immer mehr erdähnliche Exoplaneten gefunden. Nach einer Kalkulation kanadischer Astronomen vom Juni 2020 könnte allein unsere heimische Milchstraßen-Galaxie mit ihren 400 Milliarden Sternen sechs Milliarden erdähnliche Planeten beherbergen. Laut jüngsten Forschungen könnten sich direkt vor unserer kosmischen Haustüre, in der lebensfreundlichen Zone des sonnennächsten Sterns Proxima Centauri, zwei Gesteinsplaneten befinden.

Das Universum scheint damit erheblich mehr Raum für die potentielle Entwicklung von außerirdischem Leben zu bieten als bisher angenommen. Theoretisch wäre allein in unserer Milchstraße mit gut 30 außerirdischen Zivilisationen zu rechnen.

Dennoch bleibt die Frage des „Fermi-Paradoxons“, nachdem es aufgrund des Alters des Universums und seiner hohen Anzahl an Sternen auch Leben außerhalb der Erde geben muss, unbeantwortet: Regelmäßig auftretende erhebliche Verdunkelungen mancher Sterne geben Rätsel auf – für Exoplaneten sind sie zu groß.

Bis es natürliche Erklärungen gibt, ist nicht einmal die spektakuläre These der „Dyson-Sphären“ vom Tisch: Zivilisationen könnten im Orbit um ihre Sonne gewaltige Kollektoren konstruieren, vergleichbar mit künstlichen Planeten, um deren Energie voll zu nutzen. Dies würde die rätselhafte Abschirmung des Sternenlichts nach außen erklären. Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

18. Juli

Arnold, Arnulf

Er galt als eines der hoffnungsvollsten Talente im italienischen Radsport. Doch seine erste Tour de France sollte seine letzte sein: Auf der Abfahrt vom Gebirgspass Col de Portet-d'Aspet geriet der 24-jährige Fabio Casartelli 1995 in einen Massensturz, schlug mit dem Kopf auf eine Straßenbegrenzung aus Beton auf und wurde wenige Stunden später im Krankenhaus für tot erklärt.

19. Juli

Stilla, Bernulf

38 Juden, vielleicht sogar mehr, wurden 1510 wegen angeblicher Hostienschändung und „Kindstötung zur Christenblutgewinnung“ in Berlin vor Gericht gestellt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Auslöser war der Diebstahl einer Monstranz mit geweihten Hostien in einer havelländischen Dorfkirche. Der Dieb sagte aus, er habe Hostien an Juden verkauft.

20. Juli

Margareta von Antiochien, Elias

Vor 45 Jahren wurde im fränkischen Marktheidenfeld der „Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland“ (BUND) gegründet. Die Organisation setzt sich für bedrohte Pflanzen, Tiere und Landschaftsräume ein.

21. Juli

Daniel, Florentius

Im Morgengrauen des 21. Juli 365 richteten ein unterseeisches Erdbeben und sein nachfolgender Tsunami in Küstenregionen am Mittelmeer große Zerstörungen an (Foto unten). Laut dem römischen Historiker Ammianus Marcellinus

starben tausende Menschen. Schiffe wurden bis zu zwei Meilen weit ins Landesinnere getragen. Auf Kreta, wo man das Epizentrum vermutet, wurden fast alle Städte beschädigt oder zerstört.

22. Juli

Maria Magdalena



Im Jahr 260 wurde Dionysius zum Bischof von Rom und damit Papst gewählt. Nach der Christenverfolgung unter Kaiser Valerian war seine Amtszeit von der Neuordnung der Kirche geprägt. Dabei half die Toleranz des neuen Kaisers Gallienus.

23. Juli

Birgitta von Schweden, Libori

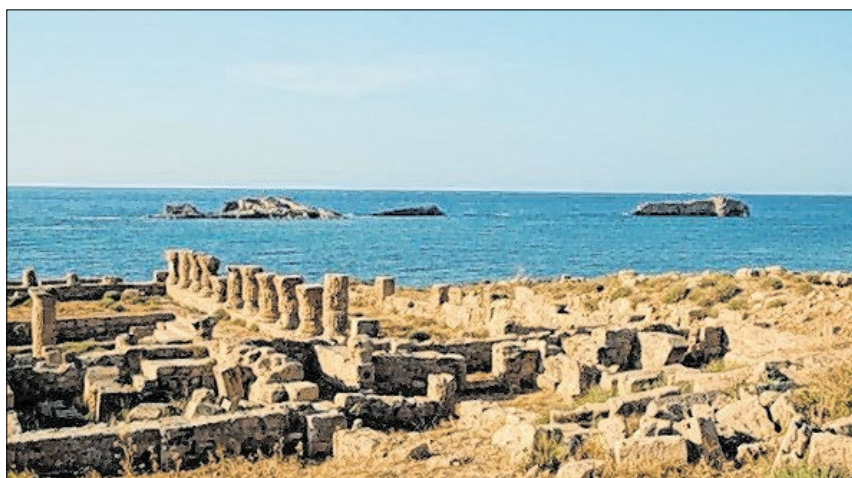
1985 präsentierte der US-amerikanische Computerhersteller Commodore in New York den erschwinglichen Heimcomputer „Amiga“. Der Rechner, der kurz darauf auch in Westdeutschland auf den Markt kam, etablierte sich zum meistgekauften Gerät im Büro- und Spielbereich.

24. Juli

Christophorus, Christine Mirabilis

Durch eine Massenpanik bei der „Loveparade“ in Duisburg kamen vor zehn Jahren 21 Menschen ums Leben. Mehr als 500 wurden schwer verletzt. Der langwierige Prozess, wer Schuld am Unglück auf der Techno- und Tanzveranstaltung trägt, wurde vor kurzem eingestellt. Als Ursache gelten Planungsfehler bei der Größe des Festgeländes und den Besucherzahlen.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Geblieben sind vom Hafenbecken des antiken Apollonia (Libyen) und dem Badehaus (vorn) nur Reste: Bevor ein starkes Erdbeben im Jahr 365 den Meeresboden absenkte, reichte das Hafenbecken bis zu den Felsen im Hintergrund.

SAMSTAG 18.7.

▼ Fernsehen

- 17.25 RBB: **Unser Leben.** Kleinunternehmer nach Corona. Reportage.
20.15 Arte: **Denkmäler der Ewigkeit.** Doku über die Stadt Petra.

▼ Radio

- 16.30 Horeb: **Kurs 0 – Grundlagen des Christseins.** „Trinität“, „Unfehlbarkeit“, „Vorsehung“, erklärt von Pfarrer Christian Olding.
22.05 DKultur: **Atelier neuer Musik.** Dur-Klänge und widerständiges Potenzial. Nachdenken über Krzysztof Penderecki (1933 bis 2020).

SONNTAG 19.7.

▼ Fernsehen

- 9.30 ZDF: **Evangelischer Gottesdienst** aus der Brüderkirche Altenburg. Predigt: Superintendentin Kristin Jahn.
17.30 ARD: **Dement – aber noch da!** Menschen mit einer Demenz haben ihr Gedächtnis verloren. Doch fühlen können sie nach wie vor. Doku.

▼ Radio

- 7.05 DKultur: **Feiertag.** Das Heilige und der Humor. Wenn Thomas von Aquin auf Stan Laurel trifft ... Von Johannes Schröer (kath.).
8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Der Herr sei zwischen dir und mir. Die Geschichte einer Freundschaft. Von Pfarrerin Angelika Obert.
10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Gudula in Rhede/Westfalen. Zelebrant: Pfarrer Thorsten Schmölzing.

MONTAG 20.7.

▼ Fernsehen

- 20.15 ARD: **Die Verlegerin.** Drama mit Meryl Streep. USA 2017.
21.50 BibelTV: **Das Gespräch.** Nach dem fünften Seitensprung – Trennung oder Verzeihen? Talk mit Andi und Antschana Schnarr.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Domkapitular Ulrich Beckwermert, Osnabrück. Täglich bis einschließlich Samstag, 25. Juli.
10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Gekonnter Umgang mit Konflikten. Christian Jäger, Theologe, Kommunikationstrainer und Buchautor.

DIENSTAG 21.7.

▼ Fernsehen

- 20.15 3sat: **Edgar Wallace: Das Geheimnis der gelben Narzissen.** Krimi.
23.00 ZDF: **37 Grad.** Wildwechsel – Die neue Lust aufs Jagen. Doku.

▼ Radio

- 17.35 DLF: **Kultur heute.** Berichte, Meinungen, Rezensionen.
22.03 DKultur: **Feature.** Rainers Schweigen. Nachwendekinder und die DDR. Von Johannes Nichelmann.

MITTWOCH 22.7.

▼ Fernsehen

- 19.20 3sat: **Notre-Dame: Schöner als zuvor?** Die Debatte um den Wiederaufbau der Pariser Kathedrale. Dokumentation.
21.45 HR: **Echtes Leben.** Kleiner Wohnen! Die 67-jährige Antonie Neumann will sich von 280 auf 15 Quadratmeter verkleinern.

▼ Radio

- 10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Mit dem Rollstuhl auf den Jakobsweg.
20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Wie die CDU zum C kam.

DONNERSTAG 23.7.

▼ Fernsehen

- 22.45 BR: **Herbe Mischung.** Culture-Clash-Komödie über ein jüdisch-arabisches Paar. D 2015.

▼ Radio

- 10.08 DLF: **Marktplatz.** Pflege zu Hause. Welche Hilfen gibt es?
12.00 Horeb: **Angelusgebet.** Bischof Gregor Maria Hanke, Eichstätt.
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Buch oder Bildschirm? Wie die Digitalisierung das Lesen verändert. Von Hanna Ender.

FREITAG 24.7.

▼ Fernsehen

- 10.00 BibelTV: **Kraftvoll leben.** Dich selbst wiederfinden. Predigt.
20.15 3sat: **Gotthard.** Zweiteiliger Historienfilm über den Bau des 15 Kilometer langen ersten Gotthardtunnels von 1873 bis 1882.

▼ Radio

- 9.05 DLF: **Kalenderblatt.** Vor 125 Jahren: Sigmund Freud gelingt die erste Analyse eines Traums.
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Literatur.** Die magische Welt der Maori in der neuseeländischen Literatur. Von Johannes Kaiser.

📺: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Neuer Lebensmut durch Musik

Gemeinsam mit dem Chorleiter Eddi Hüneke hat die Künstlerin Annette Frier (Mitte) in einem Kölner Seniorenheim einen Chor für Menschen mit Demenz ins Leben gerufen. Die vierteilige Dokumentation „Unvergesslich – Unser Chor für Menschen mit Demenz“ (ZDF, 21.7., 21.15 Uhr, Teil 2 bis 4 jeweils dienstags um 22.45 Uhr) geht mit dem Projekt der Frage nach, wie ein paar unbeschwerte Stunden und gemeinsames Singen den Erkrankten neuen Lebensmut bringen. Auch die Universität Mainz begleitete die Sängerinnen und Sänger und demonstrierte per MRT-Scan, wie Musik die Hirnaktivität in Schwung bringt.

Foto: ZDF/Jan Rothstein



Der Künstler und die Kinder der Witwe

London im Jahr 1903: Der Theaterautor James M. Barrie (Johnny Depp, links) freundet sich mit den Kindern der jungen Witwe Sylvia Llewelyn Davies an und findet neue Inspiration. Besonders den ernsten und schweigsamen Peter (Freddie Highmore) schließt er in dem Drama „Wenn Träume fliegen lernen“ (Arte, 19.7., 20.15 Uhr) in sein Herz. Ihn lehrt er die Kraft der Fantasie und den Glauben daran, dass man seine Wünsche verwirklichen kann. Schließlich verbringt er immer mehr Zeit mit den Jungen und erschafft für sie die Fantasiewelt Nimmerland, die zur Grundlage für sein Stück „Peter Pan“ wird.

Foto: Miramax Films

Fernweh in einer eingeschränkten Zeit

„Du müsstest öfters reisen, um zuweilen nicht daheim zu sein. Nur unterwegs erfährt man das Gefühl märchenhafter Verwunschenheit.“ Das schreibt Erich Kästner in seinem Roman-Fragment „Der Zauberlehrling“. Kurz vor den Sommerferien packt viele ein Fernweh, die Sehnsucht, unterwegs zu sein, sich von der Statik des Alltags zu befreien. Das Magazin „Stationen“ (BR, 22.7., 19 Uhr) stellt die Frage, wohin die Reise gehen kann, gerade in diesem, von Corona geprägten und eingeschränkten Jahr. Welche Reisen tun gut? Und vielleicht müssen sie nicht alle mit einem weiten Ortswechsel verbunden sein – wenn man unterwegs sein will.

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
Satellit Astra: augsburg tv (Sendekennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Sendekennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Ihr Gewinn

Klare Sicht für Unterwasser

Aquarien sind nicht nur schön anzusehen, sie machen mitunter eine Heidenarbeit. Wer möchte, dass sich die Fische wohlfühlen und die sorgsam angelegte Unterwasserwelt gut zur Geltung kommt, muss einiges beachten.

Damit Aquarien-Liebhaber einen klaren Blick auf ihre Fische behalten, greifen sie zum Aquarium Scheibenreiner der Firma RAKSO Glasklar. Durch seine Oberfläche aus Stahlwolle beseitigt der Schwamm Schmutz auf dem Glas mühelos.

Damit das erste Aquarium schön und die Fische gesund bleiben, sind beim Einrichten viele Dinge zu beachten. Mit dem beiliegenden Buch „Aquaristik für Anfänger“ wird allen Aquarienneulingen Grundlegendes zu Wasserchemie und Aquarientechnik verständlich gemacht.

Wir verlosen vier Sets. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse auf einer Karte vermerkt an:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 22. Juli

Über das Buch „Die Familienbibel“ aus Heft Nr. 27 freuen sich:

Hiltrud Schlesiger,
53125 Bonn,
Rudolf Ehrlenspiel,
87435 Kempten,
Madlen Hamm,
97475 Zeil am Main.

Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 28 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Schnellrestaurant	▽	Gotteslästerung	▽	Witzfigur, Gauner	englisch: Säure	▽	▽	arabisches Segelschiff	Handhabung, Verfahren	mittelgriechisches Gebirge	eine Orientalin	Netzballspiel				
▽				▽				Gefäß, Topf (ugs.)	▽	▽	▽	▽				
verschieden		Teil des Mittelmeers	▷					Bußbereitschaft	▷							
▽		7			Goldmünzen	▷										
Rotationszentrum		veralt.: neue Druckzeile						Stufe des alpinen Trias	▷	4						
Ausruf d. Gering-schätzung	▷										kegel-förmige Indianer-zelte			einer der Hügel Roms		
helles eng-lisches Bier	▷													1		
▽	8											altitalie-nische Land-schaft				
Halb-insel am Schwar-zen Meer	Kiefern-art		5					englisch: Haut	Teer-farbstoff		lauter Anruf					
Wind-schatten-seiten	▷			▽	nicht jetzt, nachher	▷	gewitzt, smart	Verlust aller Rechte im MA.	▷							
▽			Frucht-bonbons		dünne äußere Holz-schicht	▷										
Schlan-ge im ‚Dschun-gelbuch‘		span.-surreal. Maler, † 1989	▷					Stadt am Zucker-hut (Kw.)				arabi-scher Fürsten-titel				
polizei-liche Kontroll-runde	▷							unbe-stimmtes Fürwort			Kfz.-Z. Erlangen	▷				
▽					franzö-sischer Artikel			Küsten-stadt in Florida	▷							
Segel-leine		tropi-scher Wasser-vogel	▷							6	Deh-nungs-laut	▷				
kalter Nieder-schlag	▷										süd-deutsch: Haus-flur	▷				

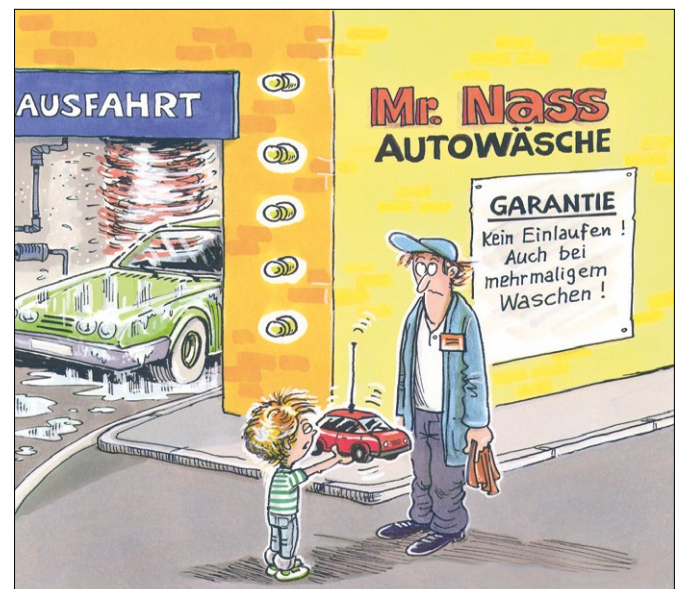
1	2	3	4	5	6	7	8
---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 8:
Essen im Freien
Auflösung aus Heft 28: **LÖWENZAHN**

	E	R		H										
M	E	N	G	E		D	I	A	L	E	K	T		
W	Z		B		E	M	B	A	R	G	O			
R	E	I	S	E	L	E	I	T	E	R		I		
	R	A	T				D		A	L				
A	K	N	E				Z	I	R	P	E			
		F					E	P	T					
	P	T	A				B	R	A	E	T			
K	A	I	N					E	R	L	E			
	U	M		H		W		N	E	T				
	S	I	M		L	T	A	N		L	B			
M	A	N	G	E	L		C		N	A	S	E		
	N	G		T		T	H	E	A	T	E	R		
	I		H	E	R	O	S		I	K				
M	A	S	E	R		G	A	B	R	I	E	L		
S	K	L		N	O	M	I	N	E	L	L			


„Bitte einmal waschen mit Heißwachs, Unterbodenschutz und Felgenkonservierung.“

Illustrationen:
Jakoby



Erzählung

Wasser und Brot

 Spielzeug ist dazu da, dass mit ihm gespielt wird. Es lässt sich allerdings auch etwas anderes damit machen. Was das Spielzeugauto betrifft, so kann man ihm die Fenster eindrücken. Mit dem Drillbohrer aus dem Laubsägekasten kann man Löcher in den Tisch bohren. Die Deichsel des Leiterwagens kann man abbrennen. Die Wandtafel kann man zerkratzen, man braucht bloß einen Schraubenzieher zu nehmen statt der Kreide. Die Halsschleife des Bären, der Katze und des Löwen kann man in den Ofen werfen. Den Wasserfarbkasten kann man komplett unter Wasser setzen.

Das alles war geschehen. Der Malkasten schwamm, alle Farben waren aufgelöst. Die Schleifen waren verschwunden, die Autofenster eingedrückt. Die Tafel war zerkratzt, der Tisch durchlöchert, die Deichsel ab. Die beiden Täter hatten diese Arbeiten in weniger als einer Stunde bewältigt. Als sie damit fertig waren, schnitten sie sich gegenseitig mit der Buntpapierschere die Haare ab. Die Haare lagen büschelweise umher. Mit einem Wort, das Maß war wieder einmal voll.

„So“, sagte die Mama erbost, „heute abend gibt es Wasser und Brot!“ „Das ist eine glänzende Idee“, lobte ich. „Dass ich nicht selbst schon darauf gekommen bin! Auf diese Weise braucht man sie nicht



immer gleich zu verhauen“, meinte ich scherzhaft.

Meine Frau verstand in diesem Moment keinen Humor, sondern warf mir einen wütenden Blick zu. „Nun prahl du nicht mit dem Verhauen“, sagte sie. „Wann hast du ihnen denn eigentlich den letzten Klaps versetzt?“

„Nein“, sagte ich, „ich meine, es gibt ja schließlich auch noch andere Strafen. Zum Beispiel dieser Einfall mit Wasser und Brot. Ausgezeichnet! Höchste Zeit, dass sie einmal das einfache Leben zu schmecken bekommen. Diese verwöhnten Burschen! So werden sie endlich einmal sehen, wie es ist, wenn man

gewohnte Vorzüge nicht mehr hat. Wasser und Brot, haha! Das wird sie schwer treffen!“

Das Urteil war gesprochen, die Vollstreckung folgte auf dem Fuß, denn es war Zeit zum Abendessen. Noch nie war es so schnell serviert. Eine höchst unkomplizierte Mahlzeit! Brot abgeschnitten, Wasserleitung aufgedreht, und keine Gnade! Aber auch das Essen und Trinken ging sehr schnell. Nach zwei Minuten erschien der große Sünder, Glas und Teller in der Hand, und sagte: „Bitte, noch einmal Wasser und Brot.“

Wir sahen uns unsicher an. War es nun ein Erfolg oder nicht? Der Große erhielt das Verlangte. Der

kleine Sünder kam ebenfalls. Auch er wünschte noch eine Portion. Danach ließen sie sich brav ins Bett bringen, wo sie sofort einschliefen. Am Abend darauf fragte der Große: „Mama, dürfen wir heute wieder Wasser und Brot?“ Der Kleine schrie: „Wir wollen Wasser und Brot!“

Kurz, es war ein glatter Misserfolg. Diese kleinen Sünder! Statt ihre Tat mit dem Wasser der Läuterung zu begießen und das Brot der Zerknirschung dazu zu essen, feierten sie das Fest des Wassers und des Brotes! Weit entfernt davon, in sich zu gehen, genossen sie die Sensation: Sie spielten Verbrecher im Gefängnis. Rebhühner und Hummersalat wären in ihren Augen ein verächtlicher Fraß gewesen gegen Wasser und Brot. Sie bekamen nicht genug davon, dieses Abenteuer verlangten sie in Fortsetzungen!

So erklärte ich es mir. Entweder, war dies die Lösung des Rätsels oder die Brüder haben den Philosophen Epikur gelesen! Ich schlug ihn auf und fand sofort, was ich suchte. Da stand:

„Wenn man Wasser und Brot hat, dann darf man sogar mit Zeus an Glückseligkeit wetteifern.“

Glückselig sind Kinder in jeder Lebenslage! Die Kunst gut zu leben macht sie unangreifbar, unverwundbar, nicht zu treffen!

Text: Hellmut Holthaus; Foto: gem

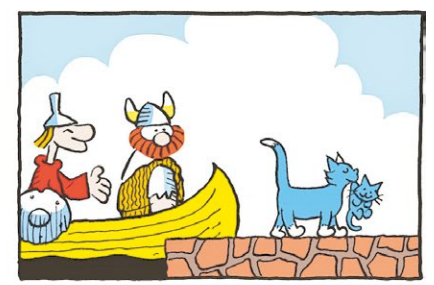
Sudoku

1	2	9	5	4	
4	8	5	3	1	6
	3		6	1	8
9	1	8	3	5	2
	6			3	5
5	3	2	4	6	1
8	7		5	6	1
3	2	1	6	4	7
		1	7	2	8

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 28.

4	5	7			6			
	3				2	8		7
8	1	2	7	4		6		5
7		9		3		1		
6			9				2	
5						9	6	4
								7
	7	5		6	1			9
	9				5			





Hingesehen

Der am 1. Juli im Alter von 96 Jahren verstorbene Papstbruder und ehemalige Regensburger Domkapellmeister Georg Ratzinger ist am Mittwoch voriger Woche beerdigt worden. Seine letzte Ruhestätte fand er im Stiftungsgrab der Domspitzen auf dem Unteren Katholischen Friedhof in Regensburg. Benedikt XVI. verfolgte das zuvor aus dem Regensburger Dom mit 200 geladenen Gästen übertragene Requiem online. Sein Privatsekretär Erzbischof Georg Gänswein (im Bild am Grab) verlas einen Abschiedsbrief des früheren Kirchenoberhaupts und rang dabei mehrfach um Fassung. „Vergelt's Gott, lieber Georg, für alles, was Du getan, erlitten und mir geschenkt hast!“, heißt es unter anderem in dem Schreiben. *KNA*
Foto: Uwe Moosburger/pbr

Wirklich wahr

Der Fußball-Bundesligavererein Eintracht Frankfurt spendet 500 000 Euro an die Einrichtungen in der Mainmetropole. Bedacht werden die Arche, das Deutsche Rote Kreuz, die Diakonie Hessen, das Universitätsklinikum und die Frankfurter Tafel. Das Geld stammt aus Eintracht-Tickets, die Fans wegen der Corona-Geisterspiele nicht nutzen konnten – und deshalb für den guten Zweck spendeten.



Sportvorstand Fredi Bobic (Foto) betonte: „Es ist ein super Zeichen für Frankfurt, dass jeder, der konnte, uns das Vertrauen geschenkt hat und das ihm zugestandene Geld über uns freiwillig weitergegeben hat.“

Eintracht-Finanzvorstand Oliver Frankenbach sagte: „Die Solidarität über alle Bereiche hinweg – ob Tageskartenbesitzer, Businesskunden oder Sponsoren – ist einfach bemerkenswert.“ *KNA*

Zahl der Woche

7,9

Millionen schwerbehinderte Menschen lebten zum Jahresende 2019 in Deutschland. Das waren laut Statistischem Bundesamt rund 1,8 Prozent mehr als zwei Jahre zuvor. Der Anteil der schwerbehinderten Menschen an der gesamten Bevölkerung betrug 9,5 Prozent. Etwas mehr als die Hälfte (50,4 Prozent) waren Männer, 49,6 Prozent waren Frauen.

Als schwerbehindert gelten Personen, denen die Versorgungsämter einen Grad der Behinderung von mindestens 50 zuerkannt sowie einen gültigen Ausweis ausgehändigt haben.

Behinderungen treten nach Angaben des Bundesamts vor allem bei älteren Menschen auf: So war rund ein Drittel (34 Prozent) der schwerbehinderten Menschen 75 Jahre und älter. 44 Prozent gehörten der Altersgruppe von 55 bis 74 Jahren an. Zwei Prozent waren Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. *epd*

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952

Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller

Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion: Dr. Peter Paul
Bornhausen, Victoria Fels,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: anzeigen@bildpost.de

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1. 1. 2019.

Mediendesign und Marketing:

Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:

Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg



Leserservice und Vertrieb

Neue Bildpost,
Abonnenten-Service,
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg

Tel.: 08 21/5 02 42-13 oder
08 21/5 02 42-53
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreise:
Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, bei Postzustellung Heftpreis 1,90 Euro (inkl. Zustellgebühr und MwSt.), Österreich: 1,90 Euro, übriges Ausland: 2,45 Euro, Luftpost 2,95 Euro.

Bestellungen direkt beim Abonnenten-Service. Abbestellungen nur schriftlich an den Abonnenten-Service; Kündigungsfrist lt. vertraglicher Vereinbarung bzw. nach Ablauf der Verpflichtungszeit sechs Wochen vor Quartalsende.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wie hießen die Eltern von Georg und Joseph Ratzinger?

- A. Maria und Joseph
- B. Agnes und Georg
- C. Maria und Georg
- D. Agnes und Joseph

2. Wo wurde Georg Ratzinger geboren?

- A. Regensburg
- B. Pleiskirchen
- C. Markt am Inn
- D. Traunstein

8 2 1 5 0 2 4 2 8 3

Foto: Imago images/Martin Hoffmann

Himmliches Versicherungspaket

Buch über die 14 Nothelfer vermittelt anschaulich Geschichte der Heiligenverehrung

Wenn es hilft, in der Not einen Heiligen anzurufen, umso mehr muss es dann helfen, wenn man viele Heilige gleichzeitig anruft.“ So erklären der Theologe Markus Hofer und der Kunsthistoriker Andreas Rudigier, wie in früheren Jahrhunderten die Verehrung der 14 Nothelfer entstanden ist. Dem „Himmlichen Versicherungspaket“ – so der Untertitel – haben sie ein lesenswertes Buch gewidmet.

Es muss unter anderem der „simple Gedanke der Vermehrung von Hilfe“ gewesen sein, weswegen die Menschen spätestens seit dem 15. Jahrhundert diese „stattliche Einsatztruppe“ um Fürsprache anriefen, mutmaßen die Autoren. Zuvor hatte die Volksfrömmigkeit bereits Heilige unterschiedlicher Zahl zusammen verehrt: In Süddeutschland besonders bekannt waren lange die „drei heiligen Madln“: Barbara, Katharina und Margareta.

Wie Bündelversicherung

Warum aber bilden ausgerechnet 14 Zeugen des Glaubens die sogenannte Normalreihe, die besonders im heutigen Bayern – mit Schwerpunkten in den Bistümern Regensburg, Passau und Bamberg – einen prominenten Platz in der Frömmigkeitsgeschichte einnimmt? Relativ sicher sind sich Hofer und Rudigier darin, dass die 14 für eine „große Menge“ stehen sollte, nach dem Prinzip einer „Bündelversicherung: Ruft man alle zusammen an, ist sicher das Richtige dabei!“

Alle zusammen, das sind neben den drei heiligen Madln, gruppiert

► *In Tisis in Vorarlberg ist Margareta, aus der Schar der 14 Nothelfer hervorgehoben, dargestellt. Unten links: Ein überlebensgroßer Christophorus an der Außenwand von St. Georg in Taisten, Südtirol. Mitte: Die Basilika Vierzehnheiligen bei Bad Staffelstein in Oberfranken.*

Fotos: Tyrolia (3), KNA



nach Ständen, folgende elf Herren: die Bischöfe Blasius, Dionysius und Erasmus; die Ritter Achatius, Eustachius und Georg; die drei „Jungmänner“ Vitus (ein Knabe), Cyriacus (ein Diakon) und Pantaleon (ein Arzt); hinzu kommen der Mönch Ägidius und der legendäre Christus-träger Christophorus. Bis auf Ägidius sind alle Nothelfer Märtyrer aus der Zeit, bevor das Christentum im vierten Jahrhundert Staatsreligion wurde.

Jesuskind und 14 Kinder

Über 800 Kultstätten, an denen die Nothelfer verehrt wurden, gab es allein in den deutschsprachigen Ländern, berichten die Autoren. Als die bekannteste dieser Stätten, die bis heute viele Beter anzieht, gilt die Basilika Vierzehnheiligen bei Bad Staffelstein im Oberen Maintal. Mit dem Ort und der Entstehung der Wallfahrt ist eine Legende verbunden, nach der im 15. Jahrhundert einem Schäfer das Jesuskind im Kreis von 14 anderen Kindern erschienen sein soll, die sich als die Nothelfer ausgaben. Das Ereignis war so etwas wie die „himmliche Bestätigung“ dafür, dass diese besondere heilige Schar verehrt werden sollte.

Darstellungen der einzelnen Heiligen nicht aus Bayern, sondern vor allem aus Kirchen Vorarlbergs, stellt der reich bebilderte Band im zweiten Teil vor: Darin bekommt jede und jeder der Nothelfer ein kleines Kapitel mit der ausführlichen Lebensgeschichte und den Legenden darum, mit Angaben zu Patronaten und Verehrung.

Über Christophorus, der im deutschen Sprachraum am 24. Juli gefeiert wird, erfährt man beispielsweise, er sei nach einer Legende hunds-köpfig gewesen, ein Ungeheuer also. Nach seiner Taufe aber habe er die Sprache erlernt und sei missionierend durch die Lande gezogen, unter

anderem durch Lykien in der heutigen Türkei, bis er schließlich den Märtyrertod fand. Erst eine spätere Legende machte ihn zum Christus tragenden Riesen.

Noch bevor Christophorus zum Beschützer der Reisenden wurde, herrschte in der Volksfrömmigkeit über Jahrhunderte hinweg die Überzeugung: „Wer am Morgen sein Bild betrachtete, galt für diesen Tag vor dem plötzlichen Tod geschützt.“ So platzierte man Bilder des hünenhaften Heiligen oft in überdimensionaler Größe gut sichtbar an Wänden von Kirchen und Häusern.

Siedendes Öl überstanden

Und was weiß das Buch über Margareta, deren Gedenktag ebenfalls in diese Woche fällt (20. Juli)? Sie heißt hier eine „Märtyrerin vom unzerstörbaren Leben“, da die Adelige nach der Legende das Ansengen mit Fackeln und das Sieden in Öl unversehrt überstanden haben soll: Erst durch die Enthauptung mit dem Schwert fand die ihren Peinigerinnen mutig entgegentretende Jungfrau den Tod.

In der Michaelskirche in Tisis in Vorarlberg ist die Heilige, umgeben von der Schar der anderen Nothelfer, deutlich aus ihrem Kanon hervorgehoben (Foto). Das Gemälde soll auf eine Schlacht während der Koalitionskriege 1799 in Feldkirch hinweisen: Margareta wurde damals offenbar von der Bevölkerung besonders um Frieden und Schutz angerufen.

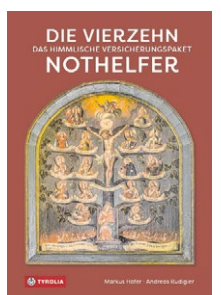
Über diese Darstellung der einzelnen Heiligen hinaus ist Hofer und Rudigier vor allem ein kenntnisreich und klug entwickelter Überblick über die Heiligenverehrung durch die Jahrhunderte zu verdanken. Auf 60 der insgesamt 190 Seiten des bei Tyrolia erschienenen Bands erfährt der Leser alles Wissenswerte über die Bitte um heiligen Beistand als „zentralen Bestandteil der Lebensbewältigung“ und die Volksreligiosität, die darin zum Ausdruck kam.

Ulrich Schwab

Information

Markus Hofer, Andreas Rudigier
DIE VIERZEHN
NOTHELPER.
Das himmlische
Versicherungspa-
ket.

ISBN 978-3-7022-3840-7, 24,95 Euro





Die Bibel ist für den Leser ein entsetzliches, ein gefährliches Buch, er ist gezwungen zu sehen, wie es, in der Tiefe, mit ihm steht, dem Sterblichen . . . Du, der du heutigen Tages die Bibel liest: Achtung, Todesgefahr! Oder Lebensgefahr? Beseelende Gefahr? Begeisternde Gefahr, seit jener Nacht der Zeiten? Heilsame Gefahr? Heilsgefahr?
Peter Handke

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 19. Juli
16. Sonntag im Jahreskreis
Der Geist nimmt sich unserer Schwachheit an. (Röm 8,26)

Auch wenn Menschen sich sehr oft aufspielen und sich größer wähnen als sie sind: Wir alle, ohne Ausnahme, sind begrenzt und endlich. Glaubende sehen trotzdem Gottes Lebens- und Liebeskraft am Werk in dieser Welt und in des Menschen Leben – eine Kraftquelle für jeden Tag.

Montag, 20. Juli
Es ist dir gesagt worden, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir erwartet: Nichts anderes als dies: Recht tun, Güte und Treue lieben, in Ehrfurcht den Weg gehen mit deinem Gott. (Mi 6,8)

Diese Bibelworte sind selbstredend, ihnen ist nichts hinzuzufügen. Sie bringen auf den Punkt, worum es dem glaubenden Menschen gehen muss – um nicht mehr und um nicht weniger.

Dienstag, 21. Juli
Gott hält nicht für immer fest an seinem Zorn; denn er liebt es, gnädig zu sein. (aus Mi 7,18)

Gottesfurcht, also Ehrfurcht vor Gott, ist etwas anderes als Angst vor Gott. Wenn ich Gottes Gerechtigkeit als Zorn erfahren sollte, dann darf ich auch wissen: Seine Liebe und Gnade zeigen sich in verzeihendem Erbarmen. Ich muss mich nur vertrauend auf sie einlassen.

Mittwoch, 22. Juli
Hl. Maria Magdalena
Frau, warum weinst du? Wen suchst du? (aus Joh 20,15)

„Apostelin der Apostel“ wird Maria Magdalena genannt. Sie ist den Aposteln ebenbürtig, sie ist es, die ihnen die Osterbotschaft überbringt. Sie erfährt – wie

dann auch die Apostel – Jesus als den Lebendigen. Ihre Liebe zum Herrn macht ihr Herz weit und empfänglich für das größere Leben Gottes.

Donnerstag, 23. Juli
Hl. Birgitta von Schweden
Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht. (aus Joh 15,5)

Noch eine starke Frauenpersönlichkeit stellt uns der Heiligenkalender diese Woche vor. Birgitta von Schweden entfaltete im 14. Jahrhundert eine große Schaffenskraft. Dreh- und Angelpunkt ihres Lebens war die Verehrung der Hingabe Jesu. „In Jesus“ leben und bleiben ist auch heute der Schlüssel zur Heiligkeit.

Freitag, 24. Juli
Ich gebe euch Hirten nach meinem Herzen. (aus Jer 3,15)

Wer heute die Aufgabe des Leitens in der Kirche übernimmt, muss



wissen: Es geht nicht zuerst um ihn oder sie selbst. Hirtendienst nach dem Herzen Gottes hegt und fördert das Leben anderer. Wo und wem kann ich im Alltag auf diese Weise liebevoller Hirt oder liebevolle Hirtin sein?

Samstag, 25. Juli
Hl. Jakobus
Bei euch aber soll es nicht so sein. (aus Mt 20,26)

Das Streben nach Machtpositionen und einflussreichen Posten taugt nicht im Dienst am kommenden Reich Gottes. Bei denen, die sich an Jesus halten, soll es anders sein als üblich. Jakobus und die anderen Apostel haben es schließlich begriffen – und eingelöst: Wer groß werden will, muss dienen.

Pallottinerpater Sascha-Philipp Geißler (Foto: Pallottiner) ist Direktor der Wallfahrtskirche Herrgottsruh in Friedberg und Prodekan des Dekanats Aichach-Friedberg (Bistum Augsburg).



DAS BISCHOFBUCH

Die Corona-Pandemie blockierte seine Bischofsweihe, öffentliche Gottesdienste waren untersagt – da ließ Bertram Meier sie aus der Bischöflichen Hauskapelle live im Internet und im Regionalfernsehen übertragen. So entfaltete dieser „Mini-Dom“ in der Periode der Krise eine ungeahnte Strahlkraft für das ganze Bistum Augsburg und weit darüber hinaus. Um das verkündigte Wort festzuhalten und nachhallen zu lassen, erscheint dieser Predigtband mit vielen Bildern des bislang unbekannteren Sakralraums.

Bertram Meier
Erzwungene Distanz – gesuchte Nähe
Bischof werden im Corona-Modus

ISBN 978-3-00-065925-6, 128 Seiten, 20 Farbfotos, mit QR-Codes zu den Predigten auf Youtube, EUR 16,90

Erhältlich im Buchhandel oder bei
Brockhaus/Commission, Tel. 07154/1327-21, E-Mail: m.patzner@brocom.de

